Denkwürdigkeiten

der Minderjährigkeit

Ludwig des Funfzehenden

von

J. B. Massillon,

Bischof zu Clermont, Mitglied des Gewissensraths unter der Regentschaft Philipps von Orleans, und Mitglied der französischen Academie.

Aus dem Französischen mit erläuternden Anmerkungen.

1794.

Historische Nachricht

von dem Leben, historischen und andern Schriften Massillons, Bischofs zu Clermont, und besonders von seinen politischen Grundsätzen und Meynungen, die dieser große Redner vor dem minderjährigen Ludwig XV. in den Tuillerien zur kleinen Fasten geprediget und entwickelt hat.

Ein Vorbericht des französischen Herausgebers.

Johann Baptist Massillon, der Sohn eines Notarius zu Hieres in Provence, wurde 1663 gebohren, und begab sich 1681 in die Congregation der Väter Oratorier. In dieser geistlichen Gesellschaft, die durch ihre Philosophie, und durch die Schriftsteller, die sie gezogen hat, berühmt worden ist, erwarb er sich jenen vortreflichen Geschmack, jene Reinheit der Sprache, und die Feinheit und Richtigkeit des Ausdrucks, die man in seinen Werken allenthalben findet: Er erwarb sich auch daselbst noch die Kenntniß jener Grundsätze der Freyheit und der christlichen Philosophie, die ihn zum

ersten Redner Frankreichs erhob, und jene Art der Beredsamkeit hervorbrachte, worzu die natürliche Anlage ihn schon bestimmt hatte.

Die schnellen Fortschritte in seinen Studien, die seine Talente entdeckten, bewogen seine Obern, ihn in die Hauptstadt zu schicken, um sie dort auszubilden. Er hörte daselbst die Prediger jener Zeit, und da ihn einstmals der Generalsuperior der Oratorier, der Pater de la Tour, fragte, wie ihm diese Prediger gefielen, und was er von ihren Predigten halte, gab ihm Massillon zur Antwort: Sie haben viel Verstand und Talente, wenn ich aber einmal in Paris auftrete, werde ich ganz anders predigen als sie.

Massillon schlug wirklich schon damals einen ganz neuen Weg ein, und obgleich alle Arten der Rednerkünste erschöpft zu seyn schienen, so erfand er doch jenen Zweig der Beredsamkeit, die blos aus dem Herzen entstehet und das Herz rühret.

Bourdaloue hatte durch die Gründlichkeit seiner Vorträge, und durch die Stärke seiner Vernunftschlüße bewiesen, was die menschliche Vernunft und deren Anwendung in Predigten auszurichten vermag.

Bossuet hatte durch das Feuer und durch den Schwung seiner Wohlredenheit sich aller Rednerkünste bedient, die ihm seine feurige Einbildungskraft und das Genie an die Hand gab.

Flechier hatte durch seine hochfliegenden und sinnreichen Ideen aus allen Quellen der Begeisterung zu schöpfen gewußt und davon Gebrauch gemacht.

Mas-

Massillon aber, in dem ein empfindsames und weiches Herz schlug, zeichnete sich durch einen neuen Zweig der Beredsamkeit aus, der mehr rührt, und das Herz erschüttert, als jene, die nur den Verstand beschäftiget, und ihn zur Ueberzeugung hinreißt.

Da nun solchergestalt der Verstand, das Genie, und die Einbildungskraft, jede eine eigne Art der Beredsamkeit in Frankreich aufgestellet, und Prediger der ersten Ordnung gebildet hatten, kam Massillon, sprach blos aus der Empfindung seines Herzens, entwickelte so zu sagen eine vierte Eigenschaft der Seele, und schien der wahre Prediger des menschlichen Herzens zu seyn.

Bourdaloue verdankte alles seinem tiefen Nachdenken; Bossuet dem Schwunge seines Genies und Characters, und Flechier der Kunst, Massillon aber seiner Herzensempfindung.

Bossuet war in der Beredsamkeit das, was Corneille in tragischen Gedichten war. Massillon aber glich mehr dem sanften Racine, der die Kunst verstand, mehr zu rühren als Schrecken einzujagen.

Diese vormaligen vier Arten der Beredsamkeit, welche die Prediger zur Regierungszeit Ludwigs des XIV. vervollkommnet hatten, sind den vier alten Ordnungen der Baukunst ähnlich, die stets Beyfall gefunden haben, und noch jetzt allen Völkern gefallen. In der folgenden Zeit hat man nur mehr Unterabtheilungen in der Beredsamkeit gemacht, die mehr einer künstlichen Nachahmung ähnlich sehen, als einer neuen Erfindung. La Tour-du-Pin, la Neuville, Poulle und Maury haben in der That

den Beyfall ihrer Zeitgenossen verdient, keiner aber von diesen hat sich so hoch geschwungen, als die vorgedachten vier Redner, die ich gerne unsre Kirchenväter nennen möchte.

In der Zukunft wird noch ein neuer Zweig der christlichen Beredsamkeit die Christenheit beglücken. Schon jetzt verbinden Fauchet, Lamourette, Torne, Hervier und andere mit den Worten des Evangeliums die Sprache der Freyheit und Gleichheit. Die Beredsamkeit ist, ihrer Natur und Eigenschaft nach, an und vor sich schon republicanisch; *) die Rechte des Menschen und des Bürgers sind, als ursprüngliche Rechte, im Evangelio gegründet; selbst diese Gleichheit war eines von den Mitteln, dessen sich die Vorsicht bediente, die evangelischen Wahrheiten in der Welt auszubreiten. Zur Zeit der Gründung der christlichen Religion schmachtete der Bürgerstand unter dem Joche der römischen Kaiser, da kam die menschenfreundliche, sanfte und völlig republicanische Moral Jesu Christi, und erleichterte die harten Schicksale der leidenden Menschheit, darein sie nach dem Verluste ihrer Freyheit gerathen war.

Die Canzelberedsamkeit wird dahero eben so gut eine eigene Revolution bekommen, wie sie alle übrigen Künste gehabt haben, dann aber wird man doch den göttlichen Massillon immer noch eher zum Muster darzu nehmen, als den Bourdaloue und den Bossuet. Massillon

*) Den Beweis hiervon, sowohl als wie die christliche Moral völlig republicanisch sey, möchte der Verfasser wohl schuldig bleiben, besonders wenn er die neue französische Republic darunter verstehet. A. d. U.

sillon wurde in einer Gesellschaft erzogen, deren innere Einrichtung Freyheit und Gleichheit zur Grundregel hatte. Da er aus der geistlichen Gesellschaft in die große Welt trat, brachte er aus jener Grundsätze und Aeußerungen über die Laster der Großen und über die Pflichten der Könige mit, die ihm die Aufmerksamkeit des nach Neuigkeiten begierigen Volks erwarben, und die er in der so beruffenen kleinen Fasten zum erstenmale öffentlich vortrug: Man hörte hier einen christlichen Prediger, der bey der bisherigen despotischen und militairischen Regierung auf der Canzel, in Gegenwart eines Königs, die vom Hofe schon lange her völlig verkannten Rechte des Volks erklärte und vertheidigte.

Von dieser Art war hauptsächlich die bekannte Fastenpredigt von der Leutseligkeit der Großen gegen das gemeine Volk. Welcher feine Witz in den Wendungen und Anmerkungen! Welcher Muth und Entschlossenheit in den Beschreibungen von den verderbten Sitten der Höflinge! Er spricht: „Die „Großen würden überflüßig und unnöthig in der Welt „seyn, wenn es keine Armen und Unglücklichen darinnen „gäbe; ihren erhabenen Stand hätten sie blos den Be„dürfnißen des Volks zu danken; und weit entfernt, daß „das Volk blos ihrentwegen da wäre, so wären sie in „ihrem erhabenen Stande, lediglich um des Volks wil„len, und dessen Besten wegen, vorhanden.

„Welche widrige Begriffe würde man sich von der „Vorsicht machen müssen, wenn die ganze Menschen„masse nur deswegen auf die Welt gesetzt worden wäre, „um den Vergnügungen einer kleinen glücklichen Anzahl

„ihrer Bewohner zu fröhnen? Sie sind nur dann wirk„lich groß, wenn sie ihre Vorzüge darzu anwenden, lei„dende Unglückliche zu unterstützen. Dies ist der einzi„ge Unterschied, den Gott zwischen beyden gesetzt hat. „Sie sind blos Diener seiner Güte und Vorsicht, und „wenn sie sich einbilden, nur um ihrer selbst „willen da zu seyn, verlieren sie alle ihre „Rechte und Ansprüche auf Hoheit und „Größe.

„Der Stolz, das gemeine Laster der Großen, soll„te von Rechtswegen nur dem niedern Pöbel, als eine „traurige Entschädigung seiner Lasten und seiner Armuth „eigen seyn. Es scheint, man könne es denen, die, „wie man sagt, im Staube gebohren werden, vergeben, „wenn sie sich brüsten, aufblasen, und aus Trieb des „innern Stolzes, mit jenen in gleichen Rang zu setzen „bestreben, unter welche sie ihre Geburt so tief herabge„setzt hat. Den gemeinen Mann empört nichts so „sehr, als der unermeßliche Abstand, der ihn durch ein „bloßes Ohngefehr von den Großen absondert. Dieser „hat in den alten Monarchien immer Volksaufstände „und Revolutionen veranlasset, und Verschwörungen „erzeugt, das drückende Joch des Adels und der Großen „abzuschütteln, und ihre Vertreibung und Untergang „zu bewirken.

Würde Massillon, wenn er die Revolution vom Jahre 1789 erlebt hätte, richtiger und nachdrücklicher haben sprechen können? würde sein Kennerauge richtiger beobachtet haben? Dieser große Philosoph schrieb für alle Zeiten, für alle Völker, und für alle Monarchen in

Frie-

Friedens- und Revolutionszeiten. Hören wir, wie sein gerechter Unwille wider die bösen Könige sich äußert; kein wahrhafter Republicaner kann so treffende, so siegende Redensarten finden, den Haß gegen Tyrannen auszudrücken. Masillon redete den König und seinen Hof an, und sprach in seiner rednerischen Allgewalt:

„Sire, wenn der Hochmuth das Herz eines Für-„sten einnimmt und vergiftet; wenn der Suverain ver-„gißt, daß er der Handhaber und Beschützer des öffent-„lichen Ruhestandes ist, und seinen persönlichen Ruhm, „der Liebe und der Wohlfarth seines Volks vorziehet; „wenn es ihm wichtiger ist, neue Provinzen zu erobern, „als über Herzen zu herrschen; wenn er es für glorrei-„cher hält, der Verwüster benachbarter Länder, als „Vater seines Volks zu seyn; wenn die Trauer und Klage-„töne der Familien, über den Verlust ihrer im Kriege „gefallenen und die Geschlechter vermindernden Verwand-„ten, die einzigen Siegsgesänge sind, die seine Trium-„phe begleiten; wenn er seine Macht und Würde, die „er nur deswegen erhalten hat, um seine Unterthanen „glücklich zu machen, blos zu seinem eigenen Wohlbeha-„gen gebraucht; mit einem Worte, wenn er nur König „seyn will, um Menschen unglücklich zu machen, und „wie der König zu Babylon, auf die Thränen und Trüm-„mer der Völker und Nationen, seine Bildsäule, das „Götzenbild seiner Größe, errichten will; großer Gott! „Welch eine Landplage für die Welt wäre dies „nicht! Welch ein trauriges Geschenke mach-„test du dem Menschen in deinem Zorn, wenn „du ihm einen solchen König gäbst! Sire,

„wird der Fürstenruhm stets mit Blut befleckt, so werden
„zwar Thoren ihre Siege besingen, aber die Provinzen,
„Städte und Dörfer werden weinen. Man wird ihm
„prächtige Denkmähler errichten, seine Eroberungen da-
„mit zu verewigen: aber die noch rauchende Asche so vie-
„ler sonst blühenden Städte; die Verwüstung der Län-
„dereyen, die ihres Schmucks beraubt worden sind; die
„Ruinen so vieler Mauern, unter deren Schutte so viele
„friedliebende Bürger begraben wurden; und so man-
„nichfaltiges Unglück, das lange nach ihm noch fortdau-
„ert; dies alles wird ein trauriges Denkmal seyn, wo-
„mit er nur seine eigne Thorheit und Eitelkeit verewigt.
„Seine Lebenszeit wird einem reißenden Strome gleichen,
„der nur Verwüstungen mit sich führet, nicht aber einem
„majestätisch still dahin wallenden Flusse, der über seine
„lachenden Ufer Ueberfluß verbreitet: Sein Name wird
„zwar in den Zeitbüchern der Zukunft mit dem Beysatze
„eines Eroberers genennet werden, aber unter den gu-
„ten Königen wird er nicht stehen: wenn man künftig
„der Geschichte seiner Regierung erwähnt, so wird man
„nur des vielen Unglücks gedenken, das er über die Welt
„gebracht hat, und am Ende wird der ganze Umfang
„seines Ruhms nichts mehr seyn, als ein Haufe Gassen-
„koth, der ansteckende Ausdünstungen und Schande hin-
„ter sich läßt."

Man kann die Regierung Ludwigs XIV. wenn er auch nicht mit Namen genennet wurde, mit keiner grössern Verachtung bezeichnen, als hier geschah; und doch hielt Massillon diese Rede im Schlosse der Tuillerien,

vier Jahre nach seinem Tode, und in Gegenwart seines Thronfolgers.

Und welcher Nachdruck liegt in der Lection, die er ferner Ludwig dem XV. gab, um ihn zu bewegen, daß er die Wunden wieder heilen möchte, die sein Regierungsvorfahrer dem Staate geschlagen hatte. „Sire, sprach er in der Rede über die Versuchungen der Großen: „Hüten sie sich für alle diejenigen, so „um die unmäßige Verschwendung der Könige zu recht„fertigen, ihnen den Reichthum ihrer Unterthanen im„mer sehr groß schildern. Sie haben die Regierung ei„ner blühenden Monarchie angetreten, dies ist nicht zu „verkennen, sie liegt aber noch unter dem „Drucke der vor kurzem erlittenen Drang„sale. Der Eifer ihres Volks ist unerschöpflich, mes„sen sie aber ja nicht nach diesem Maaße die Gerechtsame „ab, die sie über dasselbe haben. Die in seiner Masse „liegende Macht möchte seinem Eifer nicht immer die „Wage halten; die Bedürfnisse des Staats haben es er„schöpft, lassen sie ihm Zeit sich von seinen Unfällen zu „erholen; sie werden ihre Einkünfte nicht besser vermeh„ren, als wenn sie dessen Liebe gegen sie zu vergrößern „suchen."

Diese Rede passet auf alle und jede Lagen, darinnen sich Frankreich befinden mag, und sie ist die herrlichste Lehre, die man einer Nationalversammlung und auch einem Könige geben kann.

Dies ist auch eigentlich der Charakter eines Mannes von Genie, nie schreibt ein solcher nur für die gegenwärtigen Zeitumstände, Massillon redete in seinen Hofpre-

predigten zur Friedenszeit die Sprache der Revolution; er entdeckte dem Hofe seine Schwächen, zu einer Zeit, da seine Macht aufs höchste gestiegen war; er sagt: „wenn Gott Völker strafen will, so giebt er ihnen böse „Könige." Waren aber diese blinden Könige im Stande, sich von diesem Lichte erleuchten zu lassen? Vermochten sie die Zurechtweisung einsichtsvoller Männer, der Philosophen und dieses neuen Propheten zu nutzen, der ihnen die Ereignisse des Jahres 1789 lange vorher verkündigte?

Der Hof und die Großen des Hofs hatten schon lange die öffentliche Schaam, als ein Joch von sich abgeschüttelt.

„Sie achten die Menschen — spricht Massillon, „für viel zu schlecht und geringe, als daß sie ihre Belehrungen vertragen sollten. Die Ehrenbezeugungen, die „man ihnen erweiset, geben nur der geheimen Geringschätzung derselben mehrern Zuwachs; sie scheuen sich „nicht vors Publikum, das doch sie scheuet und verehrt; „zur Schande der Zeiten schmeicheln sie sich mit den Gedanken, man habe für ihre Laster eben so viel Hochachtung, als für ihre Personen. Der Abstand, der zwischen „ihnen und dem Volke ist, zeigt ihnen dasselbe in einer „so großen Entfernung, daß sie gar nichts von ihm zu „sehen wähnen; Zurechtweisungen des Volks können „aus einer ihnen so weit däuchtenden Entfernung nicht „bis zu ihnen hinauf kommen, und werden dahero in den „Wind geschlagen; sie sind die täglichen Gegenstände des „öffentlichen Tadels, und doch sind sie immer die einzigen, die nichts davon zu wissen scheinen. Folglich,

„Sire,

„Sire, je erhabner man ist, je mehr ist man dem Pub-
„likum sich schuldig. Der hohe Stand, der an und vor
„sich schon dem Stolze derer anstößig ist, die unter uns
„stehen, macht sie zu bittern Tadlern, die unsre Laster
„in ihrer wahren Größe einsehen. Es hat das Ansehen,
„als wollten sie durch ihren Tadel dasjenige wieder ge-
„winnen, was sie durch ihre Unterwürfigkeit verlieren,
„und durch freye Reden rächen sie sich für die Sclaverey,
„unter der sie liegen."

Man würde öfters einen widerspenstigen Priester
der emigrirten Ligue zu hören glauben, wenn nicht der
tugendhafte Massillon, indem er die Macht der Könige
und der Großen zu mäßigen sucht, nicht auch zugleich
das Ansehen der Gesetze, als den ersten Grund der Na-
tionalglückseligkeit fest setzte.

„Fürsten und Souverains — spricht er — kön-
„nen anderergestalt nicht groß seyn, als wenn sie ih-
„ren Unterthanen und dem Volke nützlich zu seyn sich be-
„streben, und wenn sie wie Jesus Christus ihnen Frey-
„heit, Friede und Ueberfluß geben. Nicht das,
„was die Leidenschaften und die Ausgelassenheit begün-
„stigt, ist Freyheit, sondern das ist wahre Freyheit,
„was die Gesetze erlauben. Sie, Sire, sind Herr
„von dem Leben und Vermögen ihrer Unter-
„thanen, können aber darüber anderergestalt nicht ge-
„bieten, als so weit es die Gesetze gestatten. Wahr ist
„es, sie erkennen keinen höhern über sich als Gott, aber
„die Gesetze müssen demohngeachtet mehr Autorität ha-
„ben, als sie selbst. Sie herrschen nicht über Sclaven,
„sondern über eine freye kriegerische Nation, die sich

„ihre Freyheit eben so wenig nehmen läßt, als die Treue „gegen ihre Beherrscher, und deren Unterwürfigkeit um „so viel sicherer und dauerhafter ist, da sie die Liebe für „den König zur Grundlage hat. Ihre Könige vermö„gen über sie alles, weil ihre Treue und Anhänglichkeit „an jene einen unbegrenzten Gehorsam wirket. Da„gegen müssen aber die Könige ihre Autorität in gehörige „Grenzen einschränken; denn da die Liebe der Untertha„nen kein anderes Gesetz anerkennt, als einen blinden Ge„horsam, so müssen auch die Könige eine größere Unter„thänigkeit von ihnen nicht fordern, als die Gesetze ihnen „zu fordern erlauben. Widrigenfalls sind sie nicht mehr „Väter und Beschützer ihres Volks, sondern Feinde und „Unterdrücker desselben, nicht dessen Regenten, sondern „Tyrannen. Solchergestalt, Sire, darf nicht „der Souverain, sondern die Gesetze müssen „über die Unterthanen herrschen, und sie „sind nur dessen Diener und der erste Gesetz„verwahrer. Die Gesetze müssen der Autorität und „deren Anwendung ihre Grenzen bestimmen; durch die „Gesetze wird sie den Unterthanen nie ein Joch seyn, „sondern ein sanftes Gängelband, so sie leitet, eine Hül„fe, die sie beschützt, eine väterliche Aufsicht, die nur des„wegen Gehorsam verlangt, weil sie von der Volksliebe „überzeugt ist. Wird der Mensch blos durch die Gesetze „regiert, so wähnt er sich frey zu seyn, ihr Gehorsam „macht dann ihre Glückseligkeit aus, denn er befördert „ihren Ruhestand und stärkt ihr Vertrauen. Wenn „Fürsten bey der Ausübung der Autorität nur ihre Lei„denschaften, ihre ungerechten Wünsche und ihre aus-

„schwei-

„schweifenden stolzen Begierden befriedigen wollen, „schwächen sie ihr Ansehen, an statt es zu erhöhen, sie „schwächen ihre Macht und Würde, wenn sie mehr gel„ten wollen, als die Gesetze, und verlieren, anstatt zu ge„winnen. Jede ungerechte und Haß erregende Unterneh„mung der Autorität schwächt und entkräftet sie. Die „Quelle der Macht muß in den Herzen der Unterthanen „liegen, und indem Könige die Liebe derselben verlieren, „verlieren sie auch sogleich die Obergewalt über sie."

Man sieht, daß sich Massillon in dieser Stelle verschiedener Ausdrücke bedient, die wir jetzt im Jahr 1791 nicht brauchen würden; man sieht aber auch, daß er mehr in uneigentlichen und aus unserer Sprache jetzt ausgemerzten Worten, als in Principien, von uns abgehet. Ein König, der Herr von dem Leben und Vermögen seiner Unterthanen ist, wäre wahrhaftig ein Mann, der die äußerste Verachtung des Volks verdiente. Kann er aber nicht anders gebieten, als nach den Gesetzen und in deren Kraft, dann ist er erst ein Mann für die Nation. In dem einen Theile dieses angeführten Ausdrucks liegt noch das System der vorigen Regierung, und in dessen andern Theile muß man den Philosophen bewundern, der dem Könige die Grenzen seiner Gewalt so freymüthig vorstellete. Man kennt außerdem keinen geistlichen Redner mehr, der so wie Massillon das Herz gehabt hätte, drey Jahre nach dem Tode Ludwigs XIV. öffentlich zu sagen: der König wäre nur ein Diener der Gesetze und deren erster Bewahrer. Dieser Ausdruck paßt vortreflich zu den Eigenschaften eines Mannes, der die erste wir-

kende Stelle im Staate einnimmt, auf den ersten Agenten der activen und ausübenden Volksgewalt, unter Anleitung der Gesetze. Ueber dieses verbindet Massillon Principien unserer Constitution mit Worten der alten Regierung, diese Worte aber waren damals gewöhnlich, und unsere Sprache hatte keine andern an deren Stelle. Nur der Revolution war es vorbehalten, Ausdrücke, die auf Sclaverey Bezug hatten, auszumerzen, und welche zu Massillons Zeitperiode nichts mehr als ein bloser Wortschall waren.

Die Feinde unserer Revolution, die sie auf ewig mit uns entzweyt hat, sagen zwar, daß die Männer von Genie, die unser Vaterland aufgeklärt, und durch ihre Schriften die jetzigen großen Ereignisse vorbereitet haben, wenn sie jetzt noch leben sollten, ohnfehlbar jene Schriften widerrufen würden: alleine was können unsere Gegner wider die erhabene Rede Massillons einwenden, der am Hofe des jungen Ludwigs XV. eine wahre Revolutionspredigt hielt, und ihm in den Großen seines Hofes die Verwüster des Staats so deutlich zeigte?

Ein anderer Auszug aus den gründlichen Bemerkungen unsers großen Redners beweist klar, daß die Verschwendung der vorigen Monarchen und die jetzige Sittenverderbnis wirklich ein Werk der Höflinge sey. Man kann Massillons Ruhm nicht besser ins Licht stellen, als wenn man auf die Stärke seines Genies und auf den prophetischen Ton seines beobachtenden Geistes hinweiset:

„Sie leben nicht — sprach er zu den Großen des Hofs — „um ihrer selbst wegen in der Welt. Nach „ihren Sitten bilden sich die Sitten des Publikums, ihre

„Bey-

„Beyspiele werden zu Lebensregeln fürs Volk, ihre Hand-
„lungen machen eben so großes Aufsehen, als ihr hoher
„Stand, und die Aergerniße, die sie geben, sind immer
„nur ein trauriges Privilegium, womit der Rang, den
„sie haben, ihre Laster in Verbindung bringt."

„Sie geben Aergerniße der Nachah-
„mung. Der Mensch ahmet immer das Böse mit
„Vergnügen nach, wenn zumal die Großen ihm mit
„ihren Beyspielen darinnen voran gehen, und das Volk
„hält es für gute Lebensart, es ihnen nachzuthun. Der
„Bürger glaubt sich Ehre damit zu machen, wenn er das
„Böse der Hofsitten nachäffet. Ihre Lebensweise wird
„Gift, der auf das Volk und auf die Provinzen fort
„wirkt, alle Classen und Bedienungen der Staatsämter
„ansteckt, eine allgemeine Sittenverderbnis verbreitet,
„und, statt des geraden und einfachen Betragens unserer
„Vorfahren, auf die Unschuld der vorigen Sitten ein
„neues System ihrer Vergnügen, ihres Luxes, ihrer
„Verschwendung und ihrer wilden Unanständigkeiten ein-
„führet."

„Sie geben Aergerniße der Gefällig-
„keit. Man sucht sich ihnen damit gefällig zu machen,
„wenn man sich nach ihnen bildet. Ihre Untergebenen,
„ihre Creaturen, ihre Sclaven glauben, mit der Nach-
„ahmung ihrer Sitten sich einen Weg zu ihrer Gnade zu
„bahnen; sie copiren ihre Laster, weil sie selbst solche für
„Tugenden halten, und schmiegen sich in alle ihre Launen,
„um ihr Vertrauen damit zu gewinnen."

„Sie geben Aergerniße der Strafent-
„gehung. (impunité) Sie würden es schwerlich über

„sich selbst vermögen, die Unarten und Laster, die sie sich „selbst erlauben, an denen zu bestrafen, die ihnen unter„geordnet sind, und was sie sich selbst nicht untersagen „wollen, müssen sie nothwendig andern auch zulassen. „Welche Zerrüttung herrscht nicht in den Häusern, wo in„nen beständig gespielt wird, und unter dem Schwarme „der Hausbedienten, die eine eitle Sucht der Größe bis „ins Unendliche vervielfältigt hat? Wie schwer müssen „diese Unglücklichen die ausschweifenden Vergnügungen „ihrer Herrschaften entgelten, die sich durch deren Bey„spiele um so mehr berechtiget zu seyn glauben, es ihnen „nachzumachen, da sie ihnen freyen Zügel lassen müssen, „der sie sonst zurücke halten würde."

„Sie geben Aergernisse der Dienstlei„stung und der Nothwendigkeit. Wie viele „Unglückliche gehen darum zu Grunde, weil sie ihren „Vergnügen und unseligen Leidenschaften gefröhnt haben. „Ihnen haben die gefährlichen Künste und Kunstarbei„ter ihre Entstehung zu verdanken; die Theater wurden „nur für sie und zu ihren strafbaren Erholungen errich„tet; die elenden und der Unschuld so gefährlichen Bü„cher gehen, unter Begünstigung ihres Namens und „Schutzes allein, auf die Nachwelt über: sie alleine sind „es, so die Welt mit schlüpfrigen geilen Gedichten und „verderblichen und ungesitteten Schriftstellern überhäuft „haben; blos ihnen zu Gefallen haben die Sittenverder„ber ihre Talente ausgebildet; sie haben sie in ihren „Schutz genommen, reichlich belohnt, und ihre Schrif„ten verbreitet; sie haben sogar diese Leute der öffentli„chen Schande und Infamie, womit die Gesetze sie be„legen,

„legen, entzogen, indem sie dieselben mit ihrer Protec„tion beehrten.“

„Sie geben endlich Aergerniße der „Fortdauer. Die künftigen Jahrhunderte werden „ihnen noch einen großen Theil ihrer Ausschweifungen „und Sittenzerrüttung zu verdanken haben. Jene „schändlichen Gedichte, worzu sie nur durch ihre Verge„hungen den Stoff geliefert haben, werden noch in den „folgenden Zeitperioden viele Herzen vergiften. Die „Geschichte wird ihre Laster verewigen, und wie sie der „gegenwärtigen Zeit zum Anstoße sind, so werden sie „auch der Zukunft zum Aergerniße seyn. Wenn man „ihre solchergestalt auf die Nachwelt gediehenen Aus„schweifungen liest, werden sich auch noch nach ihrem „Tode, Nachahmer bilden. Aus ihren Lebensbeschrei„bungen wird man die Laster in ein Lehrsystem bringen, „und so werden diese mit ihnen nicht aussterben. Noch „jetzo geben die Wollüste Salomons Stoff zu Gotteslä„sterungen und Spott. Und — lieset man nicht noch „heutiges Tages mit neuer Gefahr fürs Herz jene är„gerlichen Denkwürdigkeiten aus den Zeiten unserer Vä„ter, welche die verderbten Sitten der vorigen Höfe auf „uns gebracht, und somit die lasterhaften Leidenschaften „der vornehmsten Personen derselben verewigt haben? „Laster geringer Personen sterben mit ihnen ab, die La„ster der Großen aber leben so zu sagen aus ihrer Asche „wieder auf, pflanzen sich von einem Jahrhunderte zum „andern fort, bleiben in die Denkmäler der Zeitgeschichte „eingegraben, und verlieren sich nie aus dem Gedächt„niße der Nachkommen.“

So sprach Massillon. Nun mögen die Feinde der Revolution immer zu behaupten suchen, der Adel wäre vormals der Schmuck der Gesellschaften und die Zierde und Stütze des Throns gewesen; aus dem vorstehenden nach dem Leben gezeichneten Gemälde kann man sehen, welcher Art der Zierde das französische Volk sich nunmehro entledigt hat; man sieht, wie sehr dem Patriciergeschlechte daran gelegen ist, Massillons Fastenpredigten herab zu würdern und zu verschreyen, da so herrliche Sachen darinnen vorgetragen werden, und da sie ein Meisterstück der Beredsamkeit sind, woraus man lernen kann, mit welchem Rechte die Nation dem hohen Adel die Ehrfurcht erwies, die er von ihr genoß, so lange es nehmlich uns gefiel, ihnen solche zu erweisen.

Zur vermuthlichen Verkleinerung Massillons schrieb der Abbe Maury in seinen jüngern Jahren ein Werk, unter dem Titel: Regeln der geistlichen und gerichtlichen Beredsamkeit. Die gegenwärtige philosophische, einsichtsvolle Zeitperiode hatte Männer aufgestellt, die in Massillons Fastenpredigten neue Schönheiten und eben so natürliche als gewagte Rednerwendungen auffanden. Die Parlamenter, die bey ihren Vorstellungen nicht Furchtlosigkeit genug besaßen, unterstunden sich nicht, dem Könige nachdrücklich die Wahrheit zu sagen, bedienten sich dahero einiger Stellen aus dem Massillon, und erinnerten dabey Ludwig XV., daß er in seiner Jugend dessen Predigten mit Vergnügen gehört habe. Darüber sagt der Abbe Maury: „Ich wa-

„ge

„ge es zwar nicht, dem unsterblichen Massillon seinen „Ruhm streitig zu machen, glaube aber doch ihm einen „neuen Beweiß des Beyfalls und der Hochachtung zu ge„ben, wenn ich mir zu behaupten erlaube, daß seine Fa„stenpredigten, die man stets für seine Meisterarbeit ge„halten hat, eine von seinen schlechtesten Schriften sey. „Alle haben nur einen sich durchaus gleichenden Plan „und Anlage, denn außer der Einförmigkeit und dem „steten Einerley, die man in seinen Reden zur Verwun„derung antrift, schränkt er sich gewöhnlich nur darauf „ein, Einwendungen zu entkräften, und dringt mei„nes Erachtens nicht tief genug in den Text seiner Ab„handlungen."

Was das aber für ein Styl und welche Beurtheilung das ist? Zuförderst ist es falsch, daß Massillons Schriften schlecht sind; es ist ferner falsch, daß, wenn je eine Schrift desselben schlecht seyn möchte, seine Fastenpredigten sein schlechtestes Werk unter allen sey. Der Abbe Maury gesteht ja selbst, daß man sie seit langen Zeiten für seine wichtigste Schrift gehalten habe, er hätte also, da er ihnen die unterste Stelle unter den übrigen giebt, um sein Vorgeben zu behaupten, durch triftige Anmerkungen die allgemein angenommene Meinung widerlegen sollen. Unglücklicherweise suchte der Abbe Maury durch diese Behauptung sich bey dem hohen Adel einzuschmeicheln und sich ihnen damit gefällig zu machen: dem Massillon aber, der diesen Adel unter der Regierung Ludwigs XIV. so wahrheitstreu schilderte, war es nicht gegeben, eine solche Rolle zu spielen. Der Abbe Maury wollte ferner dem erzbischöflichen Hofe des

frömmelnden und intoleranten Beaumonts, und dem Domcapitel zu Paris sich beliebt, und Alamberten nebst den übrigen Philosophen den Hof machen, war aber bey seinen biegsamen Meinungen und zweyseitigen Behauptungen keineswegs der Mann, der den Massillon, diesen großen Meister der Kunst, mit seinem freyen und entschlossenen Character richtig zu beurtheilen vermochte. Die Lage des gesellschaftlichen Zirkels, in welcher sich der Abbe Maury damals befand, war es, die ihm die Fastenpredigten als eine schwache, ja als die schwächste aller Abhandlungen Massillons, auszugeben bewog.

Ferner darf man sich nicht wundern, daß Maury dem Massillon annoch schuld giebt, er habe den Canzelanstand nicht genug beobachtet. Alle diese ungerechten Critiken gegen den ersten Prediger Frankreichs schreiben sich von den besondern Grundsätzen des Abbes her, die er sehr frühe in Paris äußerte. Dieses nachherige Mitglied der gesetzgebenden Nationalversammlung erkannte den Einfluß, den die Leidenschaften auf verwegene Critiken haben, nur selbst allzuwohl, da er (pag. 69.) vom Cardinal Retz schreibt: „Alle seine Characterschil„derungen sind Meisterstücke, nur die von der Anna von „Oesterreich ist ihm misgerathen, denn der partheyische „Verfasser zeichnet sie als eine durch Haß geblende„te Frau, und kurz darauf sagt er, nach seiner Art, „von ihr: Ihre Leidenschaften stumpften alle Ver„standskräfte bey ihr ab." Konnte nun wohl ein Sclave der Bischofsmützen und des hohen Adels, des Pariser Capitels und der damaligen Philosophen, konnte der wohl ein competenter Richter Massillons seyn, dieses fürch-

fürchterlichen Malers aller Niederträchtigkeiten, dieses revolutionsmäßigen Predigers, der den Großen kein anderes Privilegium zugestand, als das, dem Volke nützlich zu seyn, und den König nur zum ersten Bürger des Staats machte?

Solchergestalt kann nan Massillon manchen freylich kein großer Prediger mehr seyn; dagegen aber werden ihm die Franzosen an der Seite der großen Männer auf dem Berge der heiligen Genevieve ein Ehren-Denkmal errichten, und sein ruhmwürdiges Andenken wird von Jahren zu Jahren eben so wie die Revolution in gleichem Grade wachsen. *)

Ludwig XV. war viel billiger und gerechter. Er erinnerte sich, welchen Eindruck Massillons Fastenpredigten an seinem Hofe gemacht hatten, und befahl daher, daß man das Manuscript derselben in seiner Bibliothek aufbewahren sollte. Da er in religiösen Principien erzogen war, die Vortreflichkeit derselben einsah, und daher mit seinen Lastern in einem steten Kampfe sich befand, so las er nicht nur selbst öfters darinnen, sondern gab sie auch seinen vorzüglichsten Maitressen zu lesen, und beliebte bisweilen ihnen damit die Hölle heis zu machen, und mit den Wirkungen dieses ihnen furchtbaren Manuscripts zu drohen, wenn sie öfters Launen hatten, die er zu befriedigen nicht Lust hatte. Wenn er sich von der Wahrheit der Sittenschilderungen seiner Höflinge über-

*) Guter Massillon! da wird dein bischen Nachruhm bald dahin seyn! denn um das Wachsthum der französischen Revolution sieht es äußerst traurig aus. A. d. Ue.

zeugt fand, erzehlte er bisweilen, bey Gelegenheit einer moralischen, im Buche enthaltenen Regel, Anecdoten, die jene Wahrheiten mehr erläuterten; und da Massillon ein Augenzeuge aller Begebenheiten seiner Minderjährigkeit gewesen war, so verlangte er von diesem geistlichen Redner eine historische Beschreibung jener Ereignisse.

Massillon kannte alle Hofleute, die während der Regentschaft eine Rolle gespielt hatten, von Person; er fand in ihrer Sittlichkeit alles so, wie er die Großen und Prinzen in seinen Predigten beschrieben hatte, und befand sich überhaupt in einer Lage, worinnen er sie genau beobachten konnte. Er beschrieb dahero ihre Geschichte in eben dem Tone, wie er über ihre Sittenverderbnis gepredigt hatte. In beyden fand man die nehmlichen Grundsätze und die nehmliche Entschlossenheit. Die Denkwürdigkeiten, die gegenwärtig im Publicum erscheinen, sind ein Denkmal der Geisteskräfte und der Wahrheit, welches Intriguen aufdeckt, die dem Forscherblicke des gemeinen Mannes verborgen bleiben, dem Kennerauge aber offen darliegen.

Massillon spricht von Staats- und Hofmännern zur Zeit der Minderjährigkeit, und schildert sie so, wie die gegenwärtige unpartheyische Nachwelt sie schildern würde. Er muste Wahrheiten schreiben, denn der König, der im Jahr 1730 die Regierung antreten wollte, hatte ihm dieses ausdrücklich befohlen, und vornehmlich war er äusserst verlänglich, von den während der Regentschaft entstandenen Unruhen treulich unterrichtet zu werden. Dahero war ihm sehr daran gelegen, einen wahrhaften

und rechtschaffenen Geschichtschreiber zu finden, und Massillon war sein Mann. Denn dieser hatte nicht nur Proben seiner Unerschrockenheit und seiner unerschütterlichen Wahrheitsliebe gegeben, da er vor dem ganzen Hofe die Laster des hohen Adels jener Zeit dreiste bestrafte, sondern er hatte auch durchgehends den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes. Solchergestalt nun fertigte und übergab er dem Könige seine Denkwürdigkeiten, in welchen er die Grundsätze und Behauptungen, die er in Absicht auf die Großen in seinen Predigten abgehandelt und vorgetragen hatte, rechtfertigte, so daß man nunmehro die Fastenpredigten, die er in den Tuillerien vor dem jungen Ludwig XV. hielte, von seinen historischen Denkwürdigkeiten, die von jenen gleichsam der zweyte Theil und die richtigste Probe sind, nicht mehr trennen kann. „So tief übrigens das Manuscript, welches den Titel hat: „Die scandalöse Chronik der Regentschaft, „unter den wahren schönen Geschichtsstyl herabsinket, so „sehr stechen dagegen die Denkwürdigkeiten Massillons in der Geschichtserzehlungskunst hervor, durch „ihre Schönheit und die Richtigkeit ihrer Charakterschilderungen, durch die geschickte Verbindung der Begebenheiten und durch die Beschreibung der damals herrschenden Laster, die er zwar aufgedeckt, aber doch so klüglich „behandelt hat, daß sie keinen schädlichen Einfluß machen „können.“ *)

*) Diese Stelle ist aus den Denkwürdigkeiten des Marschalls Richelieu, T. IV. pag. 13. der ersten Ausgabe von 1789 genommen.

Nun haben wir nur noch etwas Weniges von den Schriften Massillons zu sagen. Er selbst war von dem Vortrage seiner Lehrpuncte und Moral so innig überzeugt, daß er sogleich bey seinem Auftritte durch seinen äußern Anstand, Stellung, und durch seine zum Redner geschaffene Bildung, seine Zuhörer für sich einnahm. Einer der berühmtesten Schauspieler Frankreichs, der bekannte Baron, war von den ungekünstelten, großen und erhabenen Rednereigenschaften unsers Massillons so bezaubert, daß er einstmals zu einem seiner Freunde, der mit ihm eine seiner Predigten angehört hatte, sagte: „Sehen Sie, Freund, das ist ein wahrer „Redner, wir aber, wir sind nur bloße „Comödianten.“

Massillon hatte auf der Canzel nicht das kühne und abschreckende Aeußere, das mehr Verwegenheit als Talent ankündigt. Mit einer Gesichtsfassung, die die Sammlung seiner Gedanken ankündigte, gewann er sogleich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, und in kurzem bemächtigte er sich der Herzen aller, die er bewegte und rührte. Oefters zwang er ihnen Thränen ab, und es ist bekannt, was die schreckhafte Beschreibung, die er einstmals von der kleinen Anzahl der Auserwählten machte, für Wirkungen hatte.

Der Gang seiner Beredsamkeit war inzwischen sanft, und bisweilen furchtsam. Es schien, als wenn Massillon öfters mit den bösen Neigungen des menschlischen Geschlechts in Unterhandlung träte, um die Irrenden auf Tugendwege zurücke zu bringen, oder sie zur Schaam und Reue zu bewegen. Ludwig XIV., der

ein

ein ehrlicher und aufrichtiger Mann war, gestund ihm einstmals nach einer angehörten Predigt, daß er seine Vergehungen erkenne, und darüber beunruhigt und mit sich selbst unzufrieden sey.

Aus der Fühlbarkeit seiner Seele schöpfte Massillon das Rührende, das in allen seinen Reden herrschet. Das Herzbewegende, das seine Predigten belebt, ist eines der größten Hülfsmittel der Beredsamkeit. Und so war er der Cicero Frankreichs, da Bossuet allenfalls dessen Demosthenes seyn mag. Und wirklich besaß Massillon die Sprachkenntniß und Reichthum, die natürliche Anlage, das Feine, die Gewandheit, die Schönheiten und die Scharfsinnigkeit des römischen Cicero.

Man hat behaupten wollen, Massillon wäre der letzte Redner Frankreichs gewesen, und nach ihm hätte die Natur keinen französischen Prediger mehr hervorgebracht. Dies aber ist eine übertriebene Behauptung; wir haben noch jetzt geistliche Redner, die diesem Zweige der schönen Wissenschaften Ehre machen.

Richtiger sollte man sagen, daß der Hof, der unter den vorigen Regierungen viele Belohnungen ausspendete, jetzt nichts mehr für die Prediger thut, und daß unsere von der Nation nunmehro abgesetzten Prälaten sie von wichtigen geistlichen Aemtern verscheucht haben, weil dieselben gelehrter als sie, und nur bürgerlichen Herkommens waren.

Ludwig XIV. belohnte dagegen in seinen glücklichen Tagen die Tugenden und Talente der Prediger ansehnlich, er wollte und hatte einen Priesterstand, der sich durch Sitten und Wissenschaften auszeichnete, und dadurch

durch seiner Regierung einen größern Glanz gab. Seines Nachfolgers Gemüthsschwäche aber, und die Intriguen, die unter Ludwig dem XVI. am Hofe herrschten, und die geheimen niederträchtigen Künste der vier Prälaten, *) welche die alte französische Kirche, vor ihrem Falle, in Unwissenheit und Geistesfinsternis zu erhalten sich alle Mühe gaben, haben alle Prediger, die zwar Talente, aber dabey das Unglück hatten, im niedern Stande gebohren zu seyn, hartnäckig abgewiesen und unbefördert gelassen.

Das widerfuhr den Herren Fauchet, Maury, Boulogne, dem Pater Hiacynthe, jetzigen Bischof zu Toulouse, dem Herrn Torüé, Desbois, Bischof zu Amiens, und mehrern Predigern, die das Publicum schätzte.

Die alten Prälaten hatten es nun einmal beschlossen, keinen derselben zu den ersten Kirchenstellen gelangen zu lassen, sie glaubten überflüßig genug gethan zu haben, wenn sie ihnen den nothdürftigen Unterhalt und mäßige Einkünfte verschaften. Talentvolle Prediger wären vermögend gewesen, die gallicanische Kirche aus dem Verfalle, worein sie die Mitglieder eines Standes, den die in der Religion überaus gleichgültig gewordene Nation immer mehr und mehr gering schätzte, gestürzet hatte, wieder

*) Die Bischöffe von Mirepoix, von Senez, von Montpellier, und Boulonge, alle viere Jansenisten, die damals dominirten, und die geistlichen Mitglieder der französischen Academie waren. A. d. U.

wieder zu erheben. Aber diese fast durchgehends schlechten und unwissenden Prälaten, die sich nur weniger tugendhafter Männer, wie des Bischofs zu Viviers, rühmen können, fanden es für gut, auf ihrer Unwissenheit zu beharren, und der göttlichen Regierungsvorsicht das Regiment einer Kirche zu überlassen, die nunmehro der allgemeine Wille der Nation reformirt hat.

Sehr wenigen wird es bekannt seyn, wie viel der selige Herr von Beauvais, der einzige berühmte Mann, den der Hof seit 80 Jahren hervorgezogen hat, blos deswegen leiden und ausstehen mußte, weil er nicht von adelicher Geburt war. Und noch jezt haben die abgesezten Häupter unserer vormaligen Prälaturen den Vorsaz, die Religion auf ihren Schaden und Gefahr gehen zu lassen, wie sie kann und mag. Und das sollte einen fast auf die Gedanken bringen, sie wäre die schlechteste Religion auf der Welt.

Diesen Prälaten ist mehr als zu gut wissend, daß aus den ärgerlichen Zänkereyen der Jansenisten und der Molinisten eine dritte, durch ihren Indifferentismus furchtbar gewordene, Parthey entstanden ist, die Parthey der Philosophen, die, aus gerechtem Unwillen über diese Kirchenstreitigkeiten der Freyheit und der Constitution den Weg bereitet haben: sie wissen auch ferner, daß die Verschiedenheit der Religionsmeynungen, und die Kirchentrennungen und Spaltungen jederzeit nur Kaltsinnigkeit, Neutralität, Abneigung und Gleichgültigkeit gegen alles, was göttlich ist, hervorgebracht haben, und doch wollen sie das alles noch immer standhaft verfechten.

In

In dieser Absicht haben besonders die Bischöffe zu Boulogne und zu Langres Methoden und Systeme herausgegeben, die im Innern des Reichs gefährliche Streitigkeiten veranlasseten, und haben sich ganz auf die Seite des Pabstes geschlagen. Der Erzbischof zu Paris, die Sorbonne, und die Academie, welche vor der Revolution Pfeiler der gallicanischen Kirche waren, sind nach Spanien gegangen, um jenseits der Alpen ihren Streit mit mehrern Vortheil und Nachdruck zu führen. Und was liegt dem Abbe Maury daran, ob die Religion zu Folge einer Spaltung der Meynungen in Frankreich untergehe, es ist ihm genug, wenn er nur Cardinal ist.

Recht so! sie wollten den Verfall der Kirche, und es ist ihnen gelungen. Eine neue Religion erhebt sich, die das Volk nach dem allgemeinen Willen einführt, wie es die neue Regierungsform eingeführt hat.

Wissen müßen sie es aber doch, diese entsetzten Prälaten, daß jene neue Religion möglichst vereinfacht, und dem Character eines denkenden Volks angemessen werden wird, und daß es keine Processionen, keine Meßgewände, keine Mariä- und Heiligen-Bilder, keine Glocken, Reliquien und alle das Gepränge, welches Menschensatzungen der Religion untergeschoben haben, mehr nöthig hat.

Künftig werden dem ewigen Gott Tempel errichtet werden, statt der bisherigen christlichen Kirchen, so wie diese auf die Ruinen der Tempel Mercurs und Jupiters erbauet worden sind. Dies ist der gewöhnliche Gang des menschlichen Geistes, und die große Folge der Religionszänkereyen; ihre Priester werden Versuche machen,

die Freyheit zu untergraben, sie werden aber unterliegen, und die Freyheit wird sie tödten. Ich erinnere mich hierbey eines Ausspruchs des Ganganelli, der vor langer Zeit sagte: „Es sagt zwar die Schrift, daß „die Religion nie untergehen werde, daß „sie aber in den von Bourbonen beherrsch„ten Reichen ewig dauern sollte, ist kein „Glaubensartickel."

Theurer Ganganelli! lebtest du jetzt noch, Du würdest in Absicht der Franzosen gewiß kein Pabst eines sclavischen Priesterstandes seyn. Deine philosophische Einsicht hätte ohne Zweifel die schwarzen Entwürfe mehrerer dieser Priester im Voraus vereitelt; du hättest nie zugegeben, daß in Frankreich Plane zu Spaltungen und Uneinigkeiten entworfen worden wären; unsre Provinzen würden noch in ruhigem Frieden leben, und das gute ehrliche gemeine Volk, das zwar noch wenig aufgeklärt, aber doch werth ist, es zu seyn, würde bis jetzo noch keine Ketzerey, keine Menschensatzungen, Kirchenspaltungen, päbstliche Breven, Censuren und andere kirchliche Kunstwörter kennen, die alle theologisch-barbarisch klingen, und in der Bibel nicht stehen, sondern blos in dicken Mönchsfolianten, die ihrer Natur nach unruhige Geister und Fantasten sind. Diese Zankäpfel werden vermuthlich unser Vaterland entzweyen, das Volk aber wird sich aufklären. Und was wird alsdann aus den Priestern werden, wenn ihre verderblichen Absichten aller Welt entdeckt und offen vor Augen liegen?

Bey

Bey dieser traurigen Lage, in welche die vorigen Geistlichen die Religion gestürzt haben, bleiben uns nur noch Wünsche übrig.

Die christliche Religion ist unter allen übrigen, die wir kennen, die schönste und beglückendste, sie ist den Sitten und Lebensregeln der Europäer am meisten angemessen, alleine die menschlichen Zusätze der Jahrhunderte und der Mönche haben sie entstellt und entehrt.

Ich beweise dies mit einem Beyspiele: Zwey Millionen Bücher aus der Mönchstheologie, die von Jesuiten, Molinisten, Lazaristen, Franciscanern, Jacobiten, Carmelitern, Benedictinern, Camaldulensern u. d. gl. geschrieben haben, sind in die Hände der Nation gekommen, und es würde Frankreich große Geldsummen kosten, wenn man sie in einem öffentlichen Nationalgebäude aufstellen wollte. Und was würde auch das für Nutzen haben? Die Polemik der Molinisten und anderer ihres Gelichters ist ja aus unsern Schulen auf ewig verbannt.

Viele Millionen gedruckte Werke, die von Kirchenämtern handeln, Sammlungen von verjährten und lächerlichen Canonistenmeynungen, Scholiasten und Auslegern, alle jene Mönchsträumereyen und alle ausgekramten Thorheiten der Scotisten und Thomisten, und andere Verirrungen des menschlichen Verstandes, belasten unsere öffentlichen Büchersäle.

Ich trage darauf an, daß man von jedem dieser Bücher ein Exemplar in unserer Nationalbibliothek

zum Andenken unserer vorigen Thorheiten aufbewahre, mit den übrigen aber dem gemeinen Menschenverstande und der Vernunft bey einem Nationalfeste ein Opferfeuer anzünde. Ich verlange aber auch, daß man die Bibel, die Nachahmung Jesu Christi, und Massillons Predigten davon ausnehme, und sie beybehalte, und bin gegenwärtig schon im Begriffe, Auszüge der Grundsätze dieses Redners aus seinen Schriften zu machen.

Endlich wünsche ich noch, daß unsern Nachbarn mit den unzählbaren zur Zeit unserer Unwissenheit geschriebenen Büchern ein Geschenke gemacht werden möchte. Weder die constituirende noch die gesetzgebende Nationalversammlungen haben sich scherzhafte Unterhandlungen in ihren Zusammenkünften erlaubt, gleichwohl aber würden scherzhafte Motionen nicht unangenehm seyn, und viel mächtiger auf die Ueberzeugung des Volks wirken, als Decrete, die erst mit Kanonen und Bajonetten geltend gemacht werden müssen. Mit seinen gewürzten Scherzen machte Voltaire den Anfang, die Thronen, die Altäre und die alten zu Verehrung aufgestellten Bilder zu erschüttern; mit Scherz riß er die Gebäude der alten Dummheit nieder, und lebte er jetzt noch, die Prälaten der alten gallicanischen Kirche würden sich gewiß nie zu Rächern der Rechte des Himmels aufgeworfen haben.

Um also mit diesen Büchern doch noch etwas Gutes zu stiften, wollen wir den deutschen Fürsten unsere genealogischen Werke und Lehnsabhandlungen geben, dem spanischen Hofe unsre Leben der Heiligen, und dem por-

tugisischen die mystischen Bücher, den Italienern aber die theologischen schicken, und jedem dieser Geschenke noch Condorcets Erklärung beylegen.

Anmerkung des Uebersetzers.

Der Ton in dieser Vorrede verräth den für seine Revolution eingenommenen, Freyheit und Gleichheit träumenden Franzosen nur gar zu deutlich. O was würde der hier beynahe vergötterte Massillon sagen, wenn er den gegenwärtigen Zustand seines Vaterlandes erblickte! Die sogenannte Neufrankenrepublik fände gewiß keinen Lobredner an ihm, und er würde, wenn die Furcht, ein Opfer der Jacobinerwuth zu werden, nicht etwa seine Zunge fesselte, vielleicht jetzt Fastenpredigten halten, wovon dem Nationalconvent und allen verblendeten Frankreichern die Ohren gällten!

Vor-

Vorrede des Verfassers.

Es kommen in unserer neuern Geschichte Begebenheiten vor, die das Ansehen der Regenten zu jedermanns Kenntnis kommen zu lassen nicht gestattet. Es ist aber demohngeachtet eine nothwendige Erfordernis, daß sie für die künftigen Volksbeherrscher aufbewahret werden. Diesem darf von allem dem nichts verborgen bleiben, was zur Menschenkenntnis gehört, und einen Regenten oder Staatsminister bestimmen kann, in vorkommenden ähnlichen Fällen seine Maasregeln darnach zu nehmen.

In dieser Betrachtung haben vermuthlich Eure Majestät mir befohlen, von den Anecdoten und vorzüglichsten Ereignißen in den Jahren Dero Minderjährigkeit einen historischen Aufsatz zu fer-

tigen. Ich soll und muß Ihnen die Wahrheit sagen, und ich würde straffällig werden, wenn ich diese Pflicht unterließ.

Ich will Ihnen dahero eine Verkettung von ganz besondern Vorfallenheiten vorlegen, und mit der genauesten Wahrheit die Personen characterisiren, die daran Antheil hatten. Ew. Majestät werden finden, daß ich nur wenige derselben gelobt, und mehrere getadelt habe. Dies kommt daher, weil ich zu einer Zeit lebte, wo tugendhafte Männer im Vorborgenen lebten, und nur allzuviel Lasterhafte die öffentlichen Hof- und Bedienungsstellen eingenommen hatten. Für Sie allein, Sire, habe ich diese Arbeit gefertigt, und Gott bewahre, daß ich Sie mit Unwahrheit hintergehen sollte, in einer Schrift, deren einziges Verdienst und einzige Zierde die Wahrheit seyn muß.

In-

Inhalt
der Kapitel dieses Werks.

Erstes Kapitel.

Des französischen Hofes Lage vor dem Tode Ludwigs des Vierzehnten. Seine Regierung. = Seite 1

Zweytes Kapitel.

Lage der auswärtigen und innern Affairen des Reichs zur Zeit des Absterbens Ludwigs XIV. = = 19

Drittes Kapitel.

Regentschaft des Herzogs von Orleans. Frankreichs Staatsverfassung. = = = 33

Viertes Kapitel.

Verfolg der Regierungsverwaltung des Regenten. Damaliges Vernehmen Frankreichs mit England. Des Abbe Dúbois Emporstreben. Seine Erhebung zum Staatsminister. 49

Fünftes Kapitel.

Laws System. = = Seite 56

Sechstes Kapitel.

Das Ministerium während der Regentschaft. Erziehung des Königs. = = = 68

Siebentes Kapitel.

Proceß der Prinzen vom Geblüte mit den legitimirten Prinzen. 72

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des Gangs der auswärtigen Affairen. = 80

Neuntes Kapitel.

Vorfälle im Ministerium. Innere Affairen des Reichs. Bretagne. = = = 91

Zehntes Kapitel.

Spanien und Frankreich. Ursachen des Kriegs beyder Mächte. Verschwörung des Cellamare. = = 97

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der innländischen Affairen. Ministerium. Abbe Dúbois und Law. Fortsetzung des Kriegs mit Spanien. 104

Zwölftes Kapitel.

Intriguen, welche das erste Project zur Vermählung des Königs mit der spanischen Infantin veranlasseten. Seite 127

Dreyzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Ministerialaffairen. = = 138

Vierzehntes Kapitel.

Verweisung des Marschalls von Villeroy. Fortsetzung der Staatsaffairen. = - = 141

Funfzehntes Kapitel.

Vom römischen Hofe, und von der Bulle Unigenitus. = 146

Sechszehntes Kapitel.

Character und Tod des Cardinals Dubois. Herrn Leblancs Dienstentlassung. Ministerschaft des Herrn von Breteuil. Der Herzog von Orleans wird Premierminister. Ministerschaft des Herzogs von Conde. = = 155

Siebenzehntes Kapitel.

Premierministerschaft des Herzogs von Conde. Dessen Favoriten und Staatshandlungen. = = 162

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Verhältnisses mit dem spanischen Hofe. Absichten der Königin auf Frankreich. Philipp des V. Thronentsagung.

sagung. Der römische Hof. Hofintriguen, die auf den Herzog von Conde, den Cardinal Polignac und den Bischof von Freius Bezug haben. Verfolg der Uneinigkeit des Hauses Orleans mit dem Herzoge von Conde. = Seite 176

Neunzehntes Kapitel.

Fortsetzung der auswärtigen Affairen. = = 186

Zwanzigstes Kapitel.

Vermählung Ludwigs XV. mit Maria, des Königs Stanislaus Tochter. Auswärtige Affairen. Der handverische Tractat. Ungnade des Herzogs von Conde. = 205

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Beschluß und Wiederholung des Inhalts dieses Werks. Verfall der französischen Nation. Mittel diesem Staate wieder aufzuhelfen. Grundsätze einer guten Regierung. = 216

Historisches Fragment. = = 225

Anmerkungen, die sich auf Massillons Denkwürdigkeiten beziehen. = = = = = 237

Geschichte

Geschichte der Minderjährigkeit

Ludwigs des Funfzehnten

Königs von Frankreich und Navarra.

Erstes Kapitel.

Des französischen Hofes Lage vor dem Tode Ludwigs des Vierzehnten. Seine Regierung.

Sire,

Ich kann die Geschichte der Minderjährigkeit Ew. Majestät nicht gehörig vortragen, wenn ich nicht vorhero das Regierungssystem, und die Ereigniße, die sich vor dem Tode Ihres glorwürdigen Urgrosvaters in Frankreich zugetragen haben, beschreibe. Diese Beschreibung aber erfordert, daß ich den damaligen Hof zergliedere, und dies wird uns am füglichsten zur Kenntnis der Begebenheiten, im Allgemeinen, leiten.

Der Hof zu Versailles war, in Vergleichung der vorhergegangenen ausnehmend ruhmvollen Zeiten der Re-

gierung des Königs, einige Jahre vor dem Tode dieses großen Monarchen, dem Anscheine nach, ruhig und würdevoll, im Grunde aber war diese Ruhe nichts anders als ein Zustand der Entkräftung und des äußersten Verfalls.

Ludwig XIV. hatte eine zahlreiche Dienerschaft, die ihn, mehr seiner Person, als der von ihm abhangenden Gnadenbelohnungen wegen, verehrte. Dahin gehörten vorzüglich seine Hausbedienten; denn die Großen des Hofs, die nur vom Ehrgeitze getrieben werden, und gewöhnlich in der Meinung stehen, das Herz dürfe keinen Antheil an der Verehrung ihrer Könige haben, beschäftigten sich mit ganz andern Angelegenheiten. Sie sahen, daß die langwierige Regierung des Königs nunmehro zu Ende gieng. Er hatte sie immer in gehörigem Abstande von sich zu halten, und von den Regierungsgeschäften zu entfernen gesucht, und über die äußern Beweise ihrer ihm schuldigen Ehrfurcht und Ergebenheit streng gehalten; er hatte seine Gnadenbezeugungen nur denen zufliessen lassen, die ihm jene Ergebenheit erwiesen, und eine lange Erfahrung hatte es ihm leicht gemacht, die Gesinnungen seiner Höflinge gegen ihn besser, als jeder andere, zu entdecken. Dies alles veranlaßte sie öfters zu einer undurchdringlichen Verstellung und nöthigte sie, alle Plane, die eine ehrgeitzige Vorsicht nur an die Hand geben kann, sorgfältig geheim zu halten.

Man betrachtete den Herzog von Orleans, Neffen des Königs, schon als den rechtmäßigen künftigen Regenten des Reichs, und obgleich die Gesinnungen des Königs gegen diesen Prinzen Niemanden am Hofe ein Geheimnis waren, so war man doch schon im Voraus überzeugt, daß alle testamentlichen Verordnungen, die er zum Nachtheil des Herzogs von Orleans machen möchte, nach dem Tode dieses großen Monarchen nicht gehalten werden würden. Dahero hatten sich mehrere der Großen mit dem künftigen Regenten schon einverstanden, und vorläufige Verabredungen mit ihm genommen.

Dies thaten unter andern die Noaillis, die Guichen und andere Chefs der königlichen Haustruppen. Besonders ließ der Herzog von Guiche sich mit großen Geldsummen ins Orleanische Interesse ziehen, und die Erfüllung der ihm gethanen Versprechungen, womit man ihn und die unter ihm dienenden Truppen und deren Beystand, beym Absterben Ludwigs XIV., gewinnen mußte, kam dem königlichen Schatze theuer zu stehen.

Inzwischen schien der Herzog von Orleans jene große Ereignis ruhig zu erwarten. Die Abneigung Ludwigs XIV. gegen ihn war ihm nicht unbekannt; er wußte, daß die Vorwürfe *), die man ihm über den

*) Ludwig XIV. wollte bey der Thronfolge seinen Enkel übergehen, und sie Philipp dem V. in Spanien zuwenden, und

Vorgang mit Spanien gemacht, in dem Herzen des Königs tiefe Eindrücke hinterlassen hatten. Der Dauphin und der Herzog von Bourgogne, des Königs Bruder, riethen damals dem Könige, daß er dem Herzog von Orleans den Proceß machen, und damit andern ein abschreckendes Beyspiel geben lassen möchte; daß er aber damals nicht den Kopf verlor, hatte er den eifrigen Verwendungen der Herzogin von Orleans beym Könige, ihrem Vater, und bey der Herzogin von Bourgogne, der vertrauten Freundin der Frau von Maintenon, lediglich zu verdanken. Solchergestalt hatte er nun zwar den Erfolg jener Sache von sich abgewendet, die Eindrücke aber, die dem Könige davon geblieben waren, vermogte er nicht auszulöschen. Ueberdies mußte er überzeugt seyn, daß der Herzog von Maine, den Ludwig XIV. hatte legitimiren lassen, und der über seinen Vater viel vermochte, diesen stets in den widrigen Gesinnungen, die er seit langen Zeiten her gegen den Herzog von Orleans hegte, zu erhalten suchen werde.

Die Frau von Maintenon, die einzige Person am Hofe, die den König unumschränkt beherrschte, hatte

und ließ nach der Schlacht bey Malplacket auf dem Congresse zu Gertruidenberg 1715 darüber negotiiren, der Herzog von Orleans aber suchte durch seine Freunde in Spanien die spanische Krone auf den Fall an sich zu bringen. A. d. U.

hatte, bey ihrem großen Verstande, alle Fehler einer über ihren Einfluß eifersüchtigen Frau. Ihr einnehmendes und gefälliges Wesen, und ihr durchdringender Verstand hatten ihr zuerst die Gewogenheit des Königs erworben, mit der Zeit erwuchs daraus ein unbegränztes Vertrauen und eine freundschaftliche Verbindung, wie sie in den neuern Zeiten wenig mehr vorkömmt. Eine vollkommene Hochschätzung erwuchs aus den ersten wohlwollenden Empfindungen, mit denen der König sie beehrte, und aus den gegenseitigen Ergebenheits- und Hochachtungs-Merkmalen, die der König und seine Favoritin öffentlich einander erwiesen, schloß der Hof, die Hauptstadt und ganz Frankreich, der König wäre mit ihr insgeheim vermählt.

Die Frau von Maintenon hatte von allen Staatsangelegenheiten die genaueste Kenntnis, sie hatte Einfluß in die Minister-Wahlen, und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß sie auch über die Einrichtung des königlichen Testaments zu Rath gezogen worden sey; man wollte sogar behaupten, sie und der Canzler Voisin hätten Veranstaltungen getroffen, daß der Herzog von Orleans wenig oder nichts von dem Innhalte des Testaments erfahren habe. Da sie aber die Wiederaufhebung desselben durch das Pariser Parlement erfuhr, waren der Schmerz und das Erstaunen, welche sie darüber äußerte, redende Beweise, welchen Antheil sie an der Urkunde selbst genommen habe, die den Her-

zog von Orleans seiner natürlichen Rechte berauben sollte.

Den Herrn von Torcy schätzte zwar der König, er liebte ihn aber nie, und seine Verbindungen, in denen er mit jener Partie stand, die man diesem Monarchen verdächtig zu machen gewußt hatte, trug nicht wenig darzu bey. Darzu kam der übertriebene Stolz und die verschrobene Conduite seiner Frau, die darinnen so weit gieng, daß der König über ihre Rangstreitigkeiten mit den andern Hofdamen vom Range seinen Unwillen oft laut äußerte. Hätte der seelige König noch sechs Monate länger gelebet, so würde der Herr von Torcy ohnfehlbar in Ungnade gefallen seyn. Der Schluß des Utrechter Friedens machte ihn nun entbehrlich, und der König hatte — ich muß die Wahrheit sagen — die Schwachheit, daß er keinen Minister von großem Ansehen und Geschicklichkeit leiden konnte, weil er glaubte, jene Eigenschaften möchten seine eigne Würde und die ihm gebührende Verehrung schwächen.

Da die Höflinge diesem großen Monarchen einsmals sagten, der Herr von Chamillard habe keine großen Ministertalente, erwiederte er: Ich will ihn schon ausbilden.

Der Herr von Pont-Chartrain, der Staatssecretair des Seedepartements, hatte sich das Vertrauen Ludwigs XIV. erworben. Er verstand die Kunst, sich

ihm,

ihm bey vertrauten Unterredungen damit gefällig zu machen, daß er ihn in seinen alten Tagen mit kleinen Anekdoten und Stadtneuigkeiten unterhielt. Pont-Chartrain war damals mit dem Generallieutenant der Policey, dem Herrn d'Argenson, sehr genau verbunden, und dieser gab ihm von Zeit zu Zeit dergleichen geheime Geschichtchen aus seiner Canzley an die Hand, ohne zu bedenken, wie äußerst gefährlich diese Art der Dienstgefälligkeit sey, wider welche die größten Regenten sich nie genug haben verwahren können.

Der Finanzminister Herr Desmarets hatte sich ebenfalls seit einiger Zeit in der Gunst des Königs ziemlich festgesetzt. Er war auch wirklich ein Staatsmann von Talenten und guten Gesinnungen. Er hatte das Finanzgebäude in den stürmischen Zeiten aufrecht zu erhalten gewußt, und der König hatte sich unabänderlich vorgesetzt, es gänzlich wieder herzustellen, um seine Unterthanen die Früchte des Friedens genießen zu lassen, und dahero beschloßen, den Herrn Desmarets zu diesem großen Werke zu brauchen.

Der Canzler Voisin war unter den übrigen Ministern der einzige, der im Stande war, diese löblichen Absichten des Königs zu befördern, und dies war auch die Ursache, daß er sich so lange in Credit erhielt. Ich getraue mir sogar, vermöge der genauen Kenntnis, die ich von allen Begebenheiten des damaligen Hofes habe, zu behaupten, daß wenn der König bey

seiner zunehmenden Schwächlichkeit einen Mann gesucht hätte, dem er die kleinen Regierungsangelegenheiten, womit er sich so gerne allein beschäftigte, wozu er aber täglich unfähiger wurde, hätte anvertrauen können, er den Herrn Voisin zum Premierminister würde gemacht haben.

Desmarest und Torcy waren noch die einzigen Minister Ludwigs XIV., die noch einigermaßen in gutem Vernehmen mit einander standen. Jener konnte diesem in der Zukunft viele Vortheile machen, und das wußte dieser nur gar zu wohl.

Außer der Justizverwaltung hatte der Canzler Voisin auch noch das Kriegsdepartement zu besorgen, und es fehlte ihm auch in diesem Fache nicht an Einsichten und Talenten. Dieser Minister, dessen einzige Sorge nur dahin gieng, sich seinem Herrn gefällig zu machen, und sich darzu, zwar nicht so niederträchtiger, aber doch eben so gefährlicher Mittel, als Pont-Chartrain bediente, hatte sich vom Pater Tellier und den Jesuiten völlig einnehmen lassen. Da Herr Amelot, in Angelegenheiten der Bulle, als Gesandter nach Rom geschickt werden sollte, fertigten Voisin und jene berüchtigten Meiner dessen Instruction aus. Es wurde ihm unter andern aufgetragen, er solle Mittel und Wege vorschlagen, wie man wider die der Constitution sich widersetzenden Bischöfe zu verfahren habe. Allein Voisin hatte in dieser Instruction dem Herrn

Amelot so abscheuliche, unserer Freyheit und unsern geheiligsten Staatsmaximen so offenbar widersprechende Verhaltungsbefehle gegeben, daß sich, auf die blose Erzehlung derselben, unter der Regentschaft kein Mensch gewundert haben würde, wenn einem Minister, der dergleichen Befehle auszustellen und mit seiner Unterschrift zu beurkunden es wagen konnte, der Proceß gemacht worden wäre.

Es möchte vielleicht jemand hierbey denken, es habe der König dadurch, daß er diese Instruction genehmigte, eine geringe oder gar keine Einsicht in die großen Staatsmaximen, in Absicht auf den Hof zu Rom, verrathen, einen Hof, dem der Pater Tellier, auf gut Jesuitisch, ganz Frankreich unterwürfig zu machen die Absicht hatte. Man würde aber, wenn man dieß glauben wollte, den König ganz falsch beurtheilen, indem er die Reichsgerechtsame gegen den päbstlichen Stuhl, mehr als einmal, eben so nachdrücklich und standhaft, als weiland der heilige Ludwig und Philipp der Schöne, vertheidiget hatte. Die wahre Ursache war: dieser Herr war vor Alter schwach, und seine Beichtväter und die Prälaten, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte, machten ihm die Ausrottung der Ketzer zur Gewissenssache.

Sie giengen noch weiter und beschrieben ihm die Jansenisten als Leute, die damit umgiengen, sich unabhängig zu machen, oder in Freyheit zu setzen, als

rebellische Unterthanen, welche der geistlichen und weltlichen Obermacht ungehorsam wären, den Verordnungen beyder Mächte sich unaufhörlich widersetzten, und endlich den Thron zu erschüttern vermögend seyn würden.

Diese und dergleichen Vorträge waren die sichersten Schlingen, die man dem Religionseifer des auf seine königliche Würde und Autorität eifrig ersessenen Ludwigs XIV. nur immer legen konnte; und ich kann auf Treue und Glauben eines ehrlichen Mannes versichern, daß wenn er auch in diesem Punkte die ungerechtesten und ausschweifendsten Verordnungen erließ, er es doch jederzeit in der besten Ueberzeugung that, recht gehandelt zu haben.

Man weiß, wie sehnlich er in den letzten Augenblicken seines Lebens den Cardinal-Bischof von Noailles zu sprechen verlangte; man weiß aber auch, wie listig die Jesuiten Ludwig XIV. davon abzubringen suchten, daß er der Tugend des Cardinals dieses öffentliche ehrenvolle Zeugnis nicht geben konnte. Da er von Prälaten belagert, und von Jesuiten geleitet wurde, konnte er nichts weiter thun, als daß er die Cardinäle Rohan und Bissy vor allen Umstehenden aufforderte, ihm das Zeugnis zu geben, daß er keine Verordnung ohne jener Einrath habe ergehen lassen, daß sie alles, was er gethan habe, oder habe thun sollen, vor Gott zu verantworten hätten, indem er in Religions-

gionsangelegenheiten blos ihrem Rathe und ihrer Leitung sich überlassen habe.

Diese letzten aus einem aufrichtigen Gewissen geflossenen Worte sind ein merkwürdiges Bekenntnis, welches allen Regierungsnachfolgern großer Könige zur Lehre und zum Unterricht dienen kann.

Gemeiniglich schreibt man die Ursache des Todes eines Landesherrn in den ersten Tagen seines Ablebens einer außerordentlichen Veranlassung zu; wahr ist es aber, daß der geheime Kummer des Königs über die Nachlässigkeit des Cardinals Tremoille, der die Constitution Vnigenitus publiciren ließ, ehe sie ihm zur Einsicht vorgelegt wurde, und dann der Schmerz über so viele Unruhen, die er darüber entstehen sah, und die er mit aller seiner Macht und Vorsicht nicht abwenden konnte, sein Ende beschleunigt haben. Er entdeckte dies ausdrücklich einem seiner vertrautesten Domestiken, mit dem er sich gerne unterhielt.

Das war aber nicht die einzige Sache, die seine Gesundheit untergrub und seine Geisteskräfte schwächte. Die unglücklichen Ereignisse des Kriegs, an die er nicht gewöhnt war, noch mehr aber die Sterbefälle in seiner Familie, trugen auch sehr viel darzu bey.

Der Dauphin, Ludwigs XIV. einziger Sohn, war 1711 gestorben, und der König hatte ihn ungemein bedauert, nicht weil er eben große Herrschertalente gehabt hätte, sondern weil er ein Prinz von guten Eigen-

schaf-

schaften war, und dem Könige beständig den tiefsten Respekt und die zärtlichste Ergebenheit erwies. Er mischte sich in gar nichts und nahm an keiner Intrigue Theil, die ihn hätte verdächtig machen können. Ueberdies mußte man ihn als den nächsten Thronerben bedauren, ob dies gleich, an und für sich, nicht immer ein Umstand ist, der Prinzen, die uns durch den Tod entzogen werden, eine aufrichtige Bedaurung gewähret.

Der Verlust des Herzogs von Bourgogne war viel schmerzhafter. Ludwig XIV. hatte ihn, seit einiger Zeit, sehr geliebet, und große Talente bey ihm gefunden, ja er war so weit gegangen, ihm persönlichen Unterricht zu geben.

Dieser Prinz hatte sich eine ausgebreitete Kenntnis von allen Theilen der Regierung erworben und alle die Männer kennen lernen, die dabey angestellt waren. Ludwig XIV. hatte sich vorgesetzt, ihm die Verwaltung verschiedener Geschäfte unter seiner Aufsicht und Leitung anzuvertrauen, und der Plan dazu war schon mit seiner völligen Genehmigung entworfen.

Inzwischen war jedoch der Herzog von Bourgogne nicht ohne Fehler; er überließ sich nur gar zu oft, entweder aus natürlicher Neigung, oder aus Leichtsinn, dem ausschweifenden Vergnügen der Tafel; er war sehr von sich eingenommen, und es war außerordentlich schwer, ihn von seinen einmal gefaßten Entschlüssen oder Meinungen wieder abzubringen.

In

In seinen letzten Lebenstagen wurde er ein übertriebener Frömmling, und ließ sich vielleicht von einer gewissen Art Leute zu sehr einnehmen, die seine Schwäche zu misbrauchen wußten. Wir haben viele derselben gekannt, die, um seiner Lieblingsneigung zu schmeicheln, in einem Tage zweimal communicirten — eine kirchenräuberische Handlung, die ehrgeitzige Höflinge, ohne Reue, zu begehen sich erlauben. Denn Höfe sind eine Art von Theater, auf welchem Personen aller Arten auftreten; und ich kann es nicht verschweigen, daß es damals eine Menge so genannter Frommer und Heuchler gab, deren Anzahl der Herzog von Bourgogne, durch seinen Hang zur Pietisterey, nicht wenig vermehrte.

Die äußere Form des Hofs dieses Prinzen war auch überaus erbaulich, das Innere aber äußerst verderbt; denn wenn das eigene Interesse oder der Ehrgeitz die Maske der Heucheley vornehmen muß, wird das Herz immer mehr verdorben.

Das Betragen der Herzogin von Bourgogne war die Hauptursache, daß ihr Gemahl beym Könige so in Gnade kam. Sie caressirte diesen Monarchen außerordentlich, weil sie wußte, daß er es gerne hatte, er bewies aber auch dargegen eine herzliche Zuneigung zu ihr. Er räumte ihr besondere Vorzüge ein, und ließ sie bisweilen bey seiner Abendtafel, wenn er alleine speißte, an seiner Seite sitzen. Die Freude, so sie jedesmal

mal darüber äußerte, und die Art des Triumphs, in die sie, bey solchen Gelegenheiten, auszubrechen wußte, machten den König glaubend, daß sie den Vorzug, nahe um ihn zu seyn, für eine ausnehmende Gnade halte, und nichts konnte der Eigenliebe des Königs mehr schmeicheln als so etwas. Die größten Könige haben ihre Schwachheiten, bey diesem aber war es vielleicht nicht eine wahre Schwäche, sondern nur eine angenommene Art, um die Höflinge damit in der Aufmerksamkeit zu erhalten, sich ihm auf alle mögliche Art gefällig zu machen.

Es giengen damals allerley Gerede über den frühzeitigen jählingen Tod des Herzogs von Bourgogne, seiner Gemahlin und ihres Sohns, des Herzogs von Bretagne, *) die, so zu sagen, in einem Augenblicke, alle drey starben. Man wollte dies für eine außerordentliche und gewaltsame Todesart ansehen, und trug keinen Scheu zu sagen, der Herzog von Noailles habe dies Unglück, auf Anstiften des Herzogs von Orleans, veranlasset.

Ich, meines Orts, aber halte dies für blose Verläumdung. Man beschuldigte, außer dem, den Herzog von Orleans noch eines großen Ehrgeitzes; ich glaube

*) Sie starben im Monat April 1712 jähling hinter einander, und wurden zu Saint Denis in einem Grabe beygesetzt. A. d. U.

glaube aber, daß er des Mords seiner so nahen und an Rang und Würde über ihn erhabenen Anverwandten nicht fähig gewesen sey. Dies lag nicht in seinem Charakter und seine Grundsätze ließen solche Ausbrüche schwerlich vermuthen. Er hat während seiner ganzen Regentschaft nicht eine einzige schwarze That dieser Art zu schulden kommen lassen, und doch läßt man es selten bey einem Versuche bewenden. Mehrere wiederholte solche Handlungen entdecken gewöhnlich den wahren Urheber der vorhergehenden.

Solchergestalt blieb Ludwig dem XIV. nur ein einziges schwaches Reis des Geschlechtsstammes übrig, das er als seinen Thronfolger ansehen konnte, und dies mußte einem Regenten, der sein Volk liebte, und der aus der Geschichte und aus eigner Erfahrung wußte, wie unruhig Regentschaften gewöhnlich zu seyn pflegen, nothwendig ungemein nahe gehen.

Mehrmalen hatte der König den Einfall, Philipp den V. und seine Familie wieder nach Frankreich kommen zu lassen; der König in Spanien wäre diesfalls der rechtmäsige Regente gewesen, und der König würde sich nicht immer mit den niederschlagenden Gedanken haben quälen dürfen, die Verwaltung seines Reichs und seinen Urenkel in den Händen eines Prinzen zu hinterlassen, dessen Maximen und Handlungen ihm verdächtig waren; er unterließ es aber, weil er befürchtete, in dem ohnedem noch nicht völlig beruhigten Europa neue

Unru=

Unruhen damit zu veranlassen, zu einer Zeit, da ihm nichts so sehr als die Befestigung des Friedens am Herzen lag, den er für das einzige Mittel hielt, seine Absichten zu erreichen, und eine dauerhafte Regierungsform, nach seinem Tode, einzuführen.

Ob er aber das Edict vom Monat Julius 1714, worinnen er seine außerehelichen Kinder legitimirte, in dieser Absicht erließ, oder ob er es blos aus blinder Liebe für jene that, ist noch nicht ganz entschieden. Ich, meines Orts, bin der letzten Meinung; denn dem König konnte, alles wohl überlegt, nicht unbekannt seyn, daß eine blose königliche Abstammung legitimirten Kindern kein Recht zur Krone gebe, und daß, wenn das gegenwärtige königliche Geschlecht aussterben sollte, die Nation wieder in ihre ursprünglichen Rechte trete, sich einen neuen König zu wählen. Er liebte aber den Herzog von Maine ganz vorzüglich, wollte ihn damit in größeres Ansehen bringen, und ihn dadurch fähiger machen, die künftige Stelle in der Regierung zu bekleiden, die er ihm in seinem Testamente bestimmt hatte. *)

Dies Testament und das ihm neuerlich angehängte Codicill entdeckten die völlige Gedenkungsart des

*) Nach diesem Testamente sollte der Herzog von Orleans nicht der unumschränkte Regent des Reichs, sondern nur der Chef eines besondern Regierungscollegiums werden, zu dessen Beysitzern er verschiedene Prinzen und darunter auch den Herzog von Maine ernennt hatte. A. d. Ue.

des verstorbenen Königs, und seine Beurtheilung eines jeden ihn umgebenden Großen und des Hofpersonals. Man ersah daraus, welche Männer er zu Besetzung der angeordneten Regierungsdepartementer am fähigsten hielt; man ersah daraus die Gränzen, die er der Macht des Herzogs von Orleans vorschrieb, die Macht, die er dem Herzoge von Maine ertheilte, und die Vorzüge, die er ihm gab, über alles dasjenige die Aufsicht zu haben, was auf Eurer Majestät Person und Erhaltung, während der Regentschaft, Beziehung haben konnte.

Das war ohngefehr die innere Lage des Hofs zur Zeit des Ablebens des Königs. Man hatte Zeit gehabt, sein Ende voraus zu sehen, und die, so immer nahe um ihn waren, sahen ihn von Tag zu Tage mehr abnehmen. Es ereignete sich hierbey ein Umstand, den ich nicht übergehen kann, und den man kaum wird glauben können. Mareschall, der erste königliche Chirurgus, der seinen Herrn aufrichtig liebte, sprach öfters mit dem ersten Leibarzt, Herrn Fagon, über die Umstände des Königs, und über die Gefahr des Todes, worinnen derselbe war. Fagon glaubte nicht, oder wollte wenigstens nicht glauben, daß der König sich dem Tode nähere, was für Vorstellungen man ihm auch darüber thun mochte. Mareschall wendete sich dahero an Herrn Blouin, und sie beredeten sich beyde, ihre Besorgnis der Frau von Maintenon, der an der

Erhaltung des Königs am meisten gelegen seyn mußte, zu entdecken. Allein wie erstaunten sie über die Art, mit der die Frau von Maintenon diese Nachricht aufnahm. Sie schalt sie Träumer und kurzsichtige Männer, sagte ihnen, der König befände sich jetzt besser als jemals, sie habe also keine Ursache sich über das Befinden des Königs zu beunruhigen; denn so hatte ihr es Fagon hinterbracht.

Dem Ansehen nach hätte man von der Frau von Maintenon erwarten sollen, sie würde der Sache näher auf den Grund gedrungen, und zu erforschen sich bemühet haben, ob die Nachricht dieser beyden klugen und aufgeklärten Männer gegründet sey oder nicht. Allein es war, daß ich mich so ausdrücke, kein Geheimnis mehr, daß der König den Druck und die Last des Alters innerlich empfinde, daß in seinen letzten Tagen ihm das Gedächtnis entfiel, und daß er sich kaum noch an etwas mehr erinnern könnte. Die Frau von Maintenon wußte dies auch so gut wie jedermann, wollte aber den Verdruß über den Zwang, den sie sich anthun mußte, beständig um den König zu seyn, nicht öffentlich merken lassen, denn sie führte bey ihm ein wahres Sclavenleben, und sie hielt den Todestag des Königs für den Tag ihrer Befreyung.

Ich will drum nicht glauben, daß man durch Pflege und Arzneyen das Leben des Königs würde verlängert haben, wir lieben aber doch unsre Beherrscher

so sehr, daß wir einen einzigen ihrer verlängerten Lebenstage für einen langen Zeitpunkt halten.

Wir wollen nunmehro zu den allgemeinen Begebenheiten fortgehen, die sich im September 1715, da der König starb, in den innern und äußern Angelegenheiten ereigneten. Es ist der Beschreibung der damaligen Lage Frankreichs und des ganzen Europa, zu besserer Verständnis gegenwärtiger Denkwürdigkeiten, unumgänglich nöthig.

Zweytes Kapitel.

Lage der auswärtigen und innern Affären des Reichs zur Zeit des Absterbens Ludwigs XIV.

Ein langwieriger Krieg hatte unsre Finanzen zerrüttet, und die aufgehäuften Staatsschulden hatten die Hülfsquellen erschöpft, und es hatte uns erstaunende Anstrengungen gekostet, die Kriegskosten der vier letzten Feldzüge aufzubringen. Geldpapiere, der Verkauf einer großen Menge neuer Amts- und Ehrenstellen, vermehrte Abgaben, verminderte Pensionen, und alles andere nur mögliche wurde aufgesucht, Geld in die Cassen zu bringen. So lange man noch eine gegenwärtige Hülfe vor sich siehet, fürchtet man nicht in

die Grube hinab zu stürzen, die man sich vor seinen Füssen selbst gegraben hat. Man muß sich wider Willen und Neigung Mäcklern überlassen, die sich von den Volksabgaben, außer dem, was sie dem Könige davon abgeben, ansehnlich bereichern, so daß die Staatsauflagen der folgenden Jahre alle Provinzen erschöpften, und den Staatscredit außerordentlich schwächten.

Der Friedensschluß, nach welchem keine außerordentlichen Abgaben mehr erforderlich waren, ließ uns unsern Verfall in seiner wahren Größe übersehen, er gab uns aber weder Mittel noch Auskünfte an die Hand, aus diesem Verfalle uns wieder aufzuhelfen.

Inzwischen hatte doch Desmarets mehrere Plane entworfen, die uns in bessere Umstände, welche man so sehnlich wünschte, wieder versetzen sollten. Ob es nun wohl nicht möglich war, daß der König diese glücklichern Zeiten selbst noch erleben konnte, so gaben doch wenigstens jene Plane dem sterbenden Könige den Trost, daß er seinen Unterthanen die Mittel anzeigen könne, von dem sie mit der Zeit, bey verminderter Schuldenlast, die Verminderung ihrer schweren Abgaben erwarten konnten. Dies hätte nun zwar, nach den gemachten Ausrechnungen, nicht eher als in dreissig Jahren geschehen können, dennoch aber würde diese Zeitperiode nicht zu lange gewähret haben, wenn man im Voraus gewiß hätte überzeugt seyn können, daß

wäh=

während dessen kein Krieg entstehen, und die in den Finanzen eingeführten öconomischen Einrichtungen wieder vereiteln werde.

Im Grunde war ganz Europa des Kriegs müde, und unsere Feinde waren so sehr erschöpft als wir selbst, so daß wenn 1713 der Friede nicht zu Stande gekommen wäre, sie ihre letzten Kräfte angestrengt und noch einen Feldzug gewagt haben würden. Wenigstens war dies der Plan des Prinzen Eugen. Und den wollte man diesseits vermeiden; der König selbst hatte sich von dem Schrecken kaum wieder erholet, darein ihn der Marsch der Alliirten vor ihrer Niederlage bey Denain versetzt hatte, wo die Vorsicht ihren vorherigen glücklichen Operationen Gränzen setzte. Demohngeachtet würde doch der Friede um diese Zeit zu Stande gekommen seyn, weil Holland und vorzüglich England einzusehen anfiengen, daß sie blos für das Interesse des Kaisers fochten.

Die Friedensschlüsse zu Utrecht, Rastadt und Baden sicherten dem größten Theile Europens den Frieden. Nur im Norden und in Niederdeutschland dauerte der Krieg noch fort; Frankreich aber nahm keinen Antheil weiter daran, als daß es die noch daurenden Unruhen der kriegführenden Mächte zu vermitteln suchte.

In dieser Absicht schloß der König 1715 mit dem Könige von Schweden eine Allianz, und unterstützte

 ihn

ihn mit Geld-Subsidien, damit er der Uebermacht seiner Feinde desto mehr gewachsen seyn möchte.

Diese Maasregeln des Königs entsprachen auch seinen Absichten vollkommen, und wenn er länger gelebt hätte, würde er außer allem Zweifel der Vermittler in diesem Kriege geworden seyn, wie er es in so vielen nordischen Kriegen ehemals auch gewesen war. In der Folge werde ich zeigen, aus was für Ursachen man sich genöthiget sah, andere Plane anzulegen, die diesen Planen Ludwigs XIV. völlig entgegen gesetzt waren.

Inzwischen hegte, des geschlossenen Friedens ohngeachtet, England noch immer starken Groll und Mißtrauen gegen Frankreich, und der englische Ambassadeur, Milord Stairs, betrug sich mit einem so ausgezeichnetem Stolz und Hochmuth, den man von dem Minister eines neuerlich ausgesöhnten Hofes nicht erwartete, und vor ihm noch keiner gezeigt hatte. Man darf sich aber darüber gar nicht wundern. Die Königin Anna war todt, ihre Favoriten und ersten Minister, welche den Frieden hauptsächlich befördert hatten, wurden von der bey der englischen Thronbesteigung des Churfürsten Georgs I. von Hannover herrschenden Partey darüber angefochten, und die englischen Minister glaubten, daß, weil wir Mardick stark befestigten, wir einen neuen Krieg zu beginnen die Absicht haben möchten.

Wahr

Wahr ist es inzwischen, daß der König den Verlust von Dünkirchen nicht verschmerzen konnte; wahr ist es auch, daß er statt dessen einen andern Hafen haben wollte, und Mardick ihm darzu noch bequemer und besser zu seyn schien als Dünkirchen. Ludwig XIV. zog darüber verschiedene einsichtsvolle Männer zu Rathe, die ihm sagten, sein Vorhaben stritte zwar nicht wider die buchstäblichen Ausdrücke des Friedens, wäre aber dem Sinne desselben gerade entgegen. Ob er aber in die Niederreißung des Hafens je würde gewilliget haben, daran zweifle ich sehr.

Ausserdem hatte er eine natürliche Abneigung gegen die Engländer und einen persönlichen Haß gegen den Milord Stairs, den er kaum vor Augen sehen konnte. Was würde er aber erst von ihm gedacht haben, wenn er sein Betragen auf der Gallerie zu Versailles gesehen und seine Reden mit angehört hätte, die er sich in den letzten Lebensaugenblicken des Königs erlaubte. Ohne alle Rücksicht auf unsere unglücklichen Umstände, zog er über ganz Frankreich verkleinerlich los, so, daß er kaum anders hätte sprechen können, wenn er den König seinen Herrn morgen auf den Thron hätte setzen wollen, den Ludwig XIV. heute verlassen hatte.

Damit machte er sich aber bey der ganzen Nation so sehr verhaßt, daß ich mich über die Ministerwahl

der Potentaten, die sie an auswärtige Höfe versenden wollen, einer Anmerkung nicht enthalten kann.

Sie müssen vorzüglich solche Männer wählen, deren äußeres Ansehen still, offen, und so beschaffen ist, daß sie sogleich beym ersten Anblicke zu ihrem Vortheile einnehmen. Das Publikum beurtheilt sie blos nach dem Aeußern, ehe es noch ihre Gemüthseigenschaften kennen lernet. Die ersten Eindrücke löschen sich so leicht nicht aus, und dies hat bey Ministern öfters eine gute Wirkung auf die Nation, deren Repräsentanten sie sind. Dies ist nun zwar keine philosophische Wahrheit, man muß aber die Menschen so nehmen wie sie sind, und nicht wie sie seyn sollen.

Ludwig XIV. war überdies auch kein Freund der Holländer, sie hatten Schriften und Kupferstiche verbreitet, die ihn beschimpften und beleidigten. Noch vor kurzem hatte er auf dem Congresse zu Gertruidenberg erfahren müssen, wie aufgeblasen sie ihr bisheriges Glück gemacht habe. Ein Regent, wie Ludwig XIV. läßt sich dergleichen Betragen von einer Nation nicht leicht gefallen, der er Beweise seines Wohlwollens gegeben, und deren Freyheit er gegründet und erhalten hatte. Er gab das auch dem Abgesandten der Republik, Herrn Bugs, zu verstehen, da er zu ihm sagte: Er wolle zwar Ihro Hochmögenden seine

Freund=

Freundschaft wieder schenken, hofte aber, sie würden solche verdienen.

Die Seemächte wollte er demüthigen, und hielt dies für eine Grundmaxime des Staats. Aus diesem Grunde glaubte er auch den Wiener Hof möglichst schonen zu müssen; und hofte daher mit demselben dadurch in einige Verbindung zu kommen, daß er den Grafen von Luc als Gesandten dahin schickte. Vielleicht lag hierbey auch eine Gewissenssache zum Grunde, weil ihn eine Menge Leute überreden wollten, die Religion wäre dabey mit interessirt. Das war aber nur ein bloser Vorwand, hinter welchem diese Rathgeber ihre eigenen Herzensgesinnungen versteckten.

Die Menschen mischen immer ihre natürlichen Fehler mit in den Gang der Geschäfte, und die Fehler des Herzens sind, ihren Wirkungen nach, stets die gefährlichsten.

Torcy mußte inzwischen mehr als zu gut wissen, wie wenig wir auf den Wiener Hof rechnen konnten. Es hatte uns derselbe während des Königs Regierung hintergangen, so oft er nur Gelegenheit darzu fand. Da man aber in Staatsgeschäften immer ein gewisses System haben und befolgen muß, so hielt Torcy nach seiner Denkungsart es dermalen für Frankreich am sichersten, sich an den Kaiser anzuschließen. Den Engländern hatte er sich verdächtig gemacht, sie trauten

ihm nicht, weil er sie nicht liebte; und den Holländern konnte er die steife und frostige Art, mit der sie seine Anträge, die er im Haag thun mußte, noch immer nicht vergessen, weil diese seiner Absendung an sie wenig Ehre gemacht hatte. So lange er Minister geblieben war, hatte sich Frankreich nie England und Holland zu Freunden gemacht, und die Grundsätze, welche jene große Allianz stifteten, würden noch immer im Verborgenen fortgewirket haben, wenn gleich ihre Entstehungsursachen beseitiget gewesen wären.

Ich will inzwischen nicht ganz leugnen, daß man nicht eine gegründete Ursache gehabt hätte, den Kaiser auf seine Seite zu ziehen. Die Friedensschlüße zu Rastadt und Baden, hatten Philipp V. noch nicht vollkommen auf dem spanischen Throne befestigt, auch den Frieden zwischen Kaiser und Reich noch nicht hergestellt. Beydes aber erachtete doch der König für nöthig, wenn er seinem Enkel eine ruhige Regierung verschaffen wollte. Der König von Spanien hatte ihn in verschiedenen Briefen ersucht, dies werkstellig zu machen, und das Beste seines Reichs völlig seiner Leitung übergeben, und vermuthlich würde er auch seine diesfalsigen Wünsche erreicht haben, wenn Ludwig länger gelebt hätte. Nach der Zeit ist zwar diese Angelegenheit noch zu Stande gekommen, aber nach ganz andern und verschiedenen Planen.

Ludwig XIV. hatte noch nicht Zeit genug gehabt, sich im Reiche eine Partie zu machen, nur den Grund darzu hat er darzu gelegt, da er mit dem Churfürsten von Baiern den 1714 geschlossenen Tractat erneuerte. Außer den Ursachen der Politik, die hierbey vorwalteten, mußte der König noch überdies einem Fürsten Gerechtigkeit widerfahren lassen, der aus Anhänglichkeit an Frankreich sich ruinirt hatte, und den bey der Rückkehr in seine Länder alles daran erinnerte, wie hoch es seine Unterthanen zu stehen gekommen sey, daß er sich dem Glücke der französischen Waffen so sorglos überlassen hatte.

Das Gewisseste, was man endlich von den auswärtigen französischen Angelegenheiten sagen kann, ist dies, daß man seit dem Friedensschluße nicht hinlänglich genug Zeit gehabt habe, sichere und dauerhafte Verfahrungsplane zu machen, und daß Ludwig XIV. mit Hintansetzung aller andern Angelegenheiten, die nordischen Affairen und den Abschluß des Vergleichs seines Enkels mit dem Kaiser vorzüglich zu berichtigen für nöthig erachtete.

Rom und Madrid waren damals die einzigen Höfe, die, in Beziehung auf Frankreich, unter die allgemeinen Affairen gewissermaßen nicht zu rechnen waren, und dahero eine besondere Behandlung erforderten. Clemens XI. saß seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf dem päbstlichen Stule, er

hieng

hieng mit ganzem Herzen an Oesterreich, und bewieß dies nach dem Ableben Carls II. in Spanien nur allzusehr. Philipp dem V. war er zwar anfangs nicht abgeneigt, er that es aber blos um uns desto sicherer zu hintergehen. Er war kein Freund Frankreichs, oder befolgte doch wenigstens die Rathschläge derer, die ihm Unruhen in diesem Reiche zu stiften anriethen.

Dieser Pabst war ein ganz eigner Mann; wenn es darauf ankam, der Welt glaubend zu machen, daß ihn eine unrechtmäßige Handlung, deren er vielfältig mehrere begieng, reue, konnte er, wenn er wollte, Thränen vergießen; im Grunde aber war dies nur eine gleißnerische Verstellung, damit er alle Vorwürfe, die ihm darüber gemacht werden konnten, von sich entfernen wollte.

Ob nun wohl Clemens XI. gegen Frankreich feindselig gesinnet war, so bin ich doch der Meinung, daß er die Constitution: Unigenitus, nicht würde gegeben haben, wenn er alle Schwierigkeiten, die sie seinen Nachfolgern veranlassete, voraus gesehen hätte. Er hat es nach der Zeit vielmals selbst gestanden. Die Jesuiten und die übrigen Feinde des Cardinals Noailles, die er zu entkräften den wahren Zeitpunkt versäumt hatte, nöthigten solche dem Pabste gleichsam ab; und Ludwig XIV. würde, wie schon gesagt, diese Bulle, ohne seine Parlamenter darüber zu vernehmen, nie angenom-

men haben, wenn er nicht damit wäre hintergangen worden.

Sobald sie nur einmal publicirt war, gaben die Jesuiten sich alle mögliche Mühe, sie im ganzen Königreiche auszubreiten. Schon dies war eine Art des Triumphs für sie, und sie hoften noch mehrere und größere dergleichen zu erleben. Und das erfolgte auch in Kurzem, denn diese Bulle wurde, auf ihr Anstiften, eine Gelegenheit zu Religionsverfolgungen, und zur Vermehrung ihrer Ordensgewalt. Ich will übrigens nicht dafür stehen, ob sie es, wenn der König nicht gestorben wäre, nicht so weit gebracht hätten, daß unsere Bischöffe, welche die Bulle nicht annehmen wollten, nach Rom citirt worden wären, um daselbst vom Pabste, in der ersten Instanz, ihren Proceß aburtheln zu lassen. Ein erstaunliches Unternehmen würde dies gewesen seyn, aber auch immer ein Beweiß und eine Folge von der Gemüthsschwäche des Königs. —

Man muß aber hierbey erwägen, daß Rom damals ungleich weniger Einfluß in die Reichsgeschäfte hatte, als es nachmals während der Minderjährigkeit Ew. Majestät bekam. Unter dem vorigen Könige hätte sich kein Bischof unterstehen dürfen, auch das unbedeutendste Breve ohne Erlaubnis des Königs anzunehmen, und wenn man erfahren hätte, daß einer derselben nur den mindesten Briefwechsel mit dem römischen Hofe unterhalten hätte, so würde man dies als eine

Verschuldung wider den König angesehen, und ihn hart bestraft haben. Denn schon der, welcher nur mit einem påbstlichen Nuntius vertraut umgieng, wurde als verdåchtig angesehen.

So innig überzeugt jedoch der König war, daß Rom, wenn es seine Maximen aufstellet und geltend machen will, der gefährlichste Feind eines katholischen Fürsten sey, vor dem man sich nicht gnug in acht nehmen könne, so sehr respectirte er doch den Pabst, als Kirchenhaupt, für seine Person. Er konnte sich im Gewissen verbunden halten, seine Decrete in Ausübung bringen zu lassen; er glaubte aber drum doch, daß, wenn der römische Hof diese auf seine eigene Autoritåt durchsetzen wolle, dieses kein rechtmäßiges Mittel sey, sein påbstliches Ansehen zum Nachtheile der Autoritåt der weltlichen Fürsten zu vergrößern, als welche ihre besondern und von jener verschiedenen Grånzen hat. Er hielt allzusehr über die Ehre des französischen Scepters, als daß er sich darinnen einigen Eintrag thun zu lassen gestattet håtte; und so war auch der römische Hof ungemein aufmerksam, nur den geringsten Gedanken hiervon von sich blicken zu lassen. Seine größte Sorge war, die Bulle nur für ein dogmatisches Kirchengebot auszugeben, und Ludwig XIV. an die Verbindlichkeiten zu erinnern, die ihm als Beschützer des Glaubens oblågen; man hütete sich aber sehr, ihm die krummen Gånge dieses unglücklichen Unternehmens

ein=

einsehen zu lassen, er würde nur darüber mißmuthig worden seyn, woraus aber für alle diejenigen, welche die Bulle Vnigenitus so sehnlich gewünscht hatten, eben kein sonderlicher Vortheil erwachsen seyn würde.

Nun will ich zu unsern auf den spanischen Hof Bezug habenden Geschichtsangelegenheiten fortgehen, muß aber, um sie besser übersehen zu können, etwas weit aushohlen.

Die, so am Testamente Carls II., das er zum Vortheile des Herzogs von Anjou machte, Antheil hatten, möchten vermuthlich die Absicht haben, der spanischen Monarchie eine Stütze zu verschaffen, die im Stande wäre deren Trennung und Vertheilung zu verhindern, und sie würden auch diese Absicht ohnfehlbar erreicht haben, wenn das Kriegsglück sie stets so begünstiget hätte, wie es in den ersten Feldzügen geschehen war. Es war natürlich, daß sich Philipp V. auf dem spanischen Throne durch die Rathschläge seines Großvaters leiten ließ; jetzo aber kann man frey sagen, daß die Methode, deren man sich diesfalls in Frankreich bediente, die natürliche Abneigung der spanischen Nation gegen die unsrige nur vergrößert habe. Kein Spanier konnte sich eine Gnade auswirken, wenn er nicht vorhero dem französischen Hofe sich gefällig gemacht hatte. Dies gab unsern Abgesandten beym Könige von Spanien das Ansehen der ersten seiner Minister. Keiner derselben hatte den Beyfall der Nation,

und

und im Grunde war es auch sehr widersinnig, Spanien nach französischen Grundsätzen regieren zu wollen. Jeder Staat hat seine besonderen Maximen, Gebräuche und Gewohnheiten, und man muß gestehen, daß nie zwey Reiche in der Welt hierinnen so sehr von einander abgehen, als Frankreich und Spanien, und doch hat Spanien in wenig Jahren eine große Menge Ministers von unserer Nation gehabt, die einer den andern ablöseten.

Ich habe oft über diese Materie mit Spaniern gesprochen, und ich habe keinen französischen Minister gekannt, den man in Spanien länger zu behalten gewünscht hätte. Den einzigen Amelot nehme ich aus, der ein kluger Mann, doch ohne hervorstechende Talente war, und der auch weder durch große Laster noch vorzügliche Tugenden sich auszeichnete. Die Spanier waren es wirklich überdrüßig von Ausländern länger beherrschet zu werden, und besonders von einem Hofe, der ihre Hofnungen unerfüllet gelassen, und die Zerstückelung ihrer Monarchie nicht verhindert hatte.

Philipp V. war außerdem dem verstorbenen Könige ganz ergeben und unterthan, und ob ihn gleich eines Theils sein Volk, und auf der Andern die Partei, die sich durch seine Vermählung mit einer italiänischen Prinzessin in Spanien gemacht hatte, Ludwig dem XIV. in allen Stücken gefällig zu seyn, bisweilen

verhin=

verhinderten, so blieb er ihm demohngeachtet noch immer unterwürfig und gehorsam.

Blos aus einigen Briefen, die er nach Versailles schrieb, glaubte man einigen Anschein der Veränderung bey ihm wahrzunehmen. Man wollte daraus vermuthen, es werde der König das Uebergewichte, so er bishero bey der Leitung der spanischen Angelegenheiten gehabt hatte, nicht lange mehr behalten. Denn Philipp V. ließ sich von seiner Gemahlin, die eben so viel Verstand als hohen Geist hatte, völlig beherrschen.

Diese kleine Skizze wird hinlänglich seyn, das neue Gemählde, das ich nunmehro aufstellen werde, in einem bessern Lichte darzustellen.

Drittes Kapitel.

Regentschaft des Herzogs von Orleans. Frankreichs Staatsverfassung.

Sobald Ludwig XIV. verschied, war es des Herzogs von Orleans erste Sorge, sich in der Regierung des Reichs feste zu setzen, und sich während der Minderjährigkeit Ludwigs des XV. als Regent von Frankreich anerkennen zu lassen. Das Testament des Königs aber, dessen genauer Innhalt ihm nicht bekannt war, mach-

te ihm viele Unruhe. Er ließ es vom Parlement untersuchen, und dieses erkannte alle Clauseln desselben, welche dem Regenten die alleinige Ausübung der königlichen Gewalt entzogen, und sie unter mehrere Mitglieder eines hohen Raths vertheilten, für ungültig. Diesen Parlementsspruch hatte sich der Herzog von Orleans mit seiner ihm natürlichen Wohlredenheit zuwege gebracht. Denn er hatte dem Parlamente versprochen, daß er ihm völlige Freyheit lassen wolle, Vorstellungen zu thun und Protestationen einzulegen, hatte es versichert, daß seine Absichten redlich wären und zum Besten des Reichs abzielten, und daß sie an ihm den gerechtesten und billigsten Regenten haben sollten.

Nun will ich zwar nicht behaupten, daß das Parlement bey der Umstoßung des königlichen Testaments ohne alle Rechtsgründe verfahren habe, und daß die vom Könige verordnete Regierungseinrichtung nicht ihre großen Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten gehabt hätte: alleine die übereilte Geschwindigkeit, mit der dieser Rechtsspruch, der dem Herzog von Maine alle ihm testamentlich ertheilten Gerechtsame absprach, zu Stande kam, giebt doch allen großen Herren die Lehre, daß nichts ihr Interesse so sehr befördern könne, als wenn sie die Herzen ihrer Unterthanen sich zu eigen machen, und eine aufrichtige Ergebenheit aller derjenigen zu verdienen suchen, die sich ihrer Person zu nähern

nähern die Ehre haben. Der Herzog von Maine hatte zwar Verstand und verschiedene Kenntniße; kein Mensch aber konnte auftreten, und sagen, er habe von ihm eine Gefälligkeit erhalten, dahingegen hatte er einer unendlichen Menge Menschen beym verstorbenen Könige Tort gethan, und sprach von Niemand je Gutes.

Ueberdies hatte er sich nie durch eine große Handlung ausgezeichnet, so wie viele andere ihm mit ihren Beyspielen vorgegangen waren, die den Flecken ihrer außerehelichen Geburt durch edle und ihrem Vaterlande nützliche Talente und Thaten verbessert hatten. Kein Mensch hielt daher seine Zurücksetzung durch den vorgedachten Parlementsschluß für ungerecht. Er aber behielt den Groll darüber beständig im Herzen, den er bey einer ganz besondern Veranlassung, deren ich weiter unten erwähnen werde, in der Folge öffentlich ausbrechen ließ.

Für den Herzog von Orleans war der Zeitpunkt, an welchem das Parlement ihm die Regentschaft zuerkannte, ohnstreitig der rührendste Augenblick seines Lebens. Vorhero hatte sich das Volk zu Paris mehr von ihm entfernt gehalten, als um seine Gunst beworben, jetzt aber erscholl die Hauptstadt von Jubel und Freudensbezeugungen über den Antritt seiner Regierungsverwaltung. Die Stunde, den Verlust des Königs zu beklagen, war noch nicht gekommen.

In den ersten Regungen der Freude, denen sich der Herzog von Orleans ganz überließ, fuhr er aus dem Parlemente zurück, neben ihm im Wagen saß einer seiner treuesten Diener, der seinen Diensteifer für einen Prinzen, von dessen schwacher Seite er alles befürchtete, nicht unterdrücken konnte. Er sagte ihm offenherzig und dreiste: diesen Triumph dürfe er sich nicht eher zueignen, als bis er die Hofnung, die sich das Volk von seiner Reichsverwaltung verspräche, auch erfüllet haben würde. Der Herzog von Orleans hörte es gerne, wenn man in diesem Tone mit ihm sprach, und wollte es hierinnen dem guten Könige Heinrich dem IV. nachthun, nach dem er sich zu bilden und ihm ähnlich zu seyn beeiferte.

Die ersten Zeiten der Regierung des Kaisers Tibers begannen kaum glücklicher, als die ersten Monate der Regentschaft. Alles kündigte eine gerechte, weise und ordentlich eingerichtete Regierung an: der Herzog schien allen Vergnügungen entsagt zu haben, wenigstens in soferne sie ihn von den Regierungsgeschäften abhalten konnten, zu deren Behandlung er, ohne sie zu übereilen, sich hinlängliche Zeit nahm. Von jedem Theile der Regierung zog er den nöthigen Unterricht ein, und was dem Volke am meisten gefiel, er gestattete nur Männern von gutem Rufe und Ansehen den Zutritt zu sich, und mit einem Worte, die Unternehmungen der vorigen Regierung wurden getadelt, und

die neuen ausnehmend erhoben, wie das bey veränderten Regierungen und Systemen gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Die Anstellung eines geheimen Reichsraths war die erste öffentliche Unternehmung des Regentens. Den Entwurf darzu hatte nicht er selbst, sondern der Herzog von Bourgogne, des Königs Vater, obwohl aus ganz verschiedenen Bewegungsgründen, gemacht. Dieser Herzog glaubte nemlich, es würden die Affairen genauer untersucht und abgehandelt werden, und die Schlüße des Reichsraths beym Volke mehr Eingang haben, wenn sie von mehrern einsichtsvollen Räthen reiflich erwogen und gefaßt worden wären.

Ich bin aber drum keineswegs geneigt zu glauben, daß eine solche Regierungsform für alle Reiche durchgehends gut, und allen einzelnen Theilen der Regierung angemessen sey. Blos die Finanz- und Handlungsgeschäfte können nach meiner Meynung dabey gewinnen; keineswegs aber die andern Staatsaffairen, die entweder eine tiefe Verschwiegenheit, oder eine schnelle Ausführung, oder aber beydes zugleich erfordern.

In Spanien sind zwar zu allen Zeiten dergleichen geheime Reichsrathscollegia eingeführt gewesen; man muß aber in Erwägung ziehen, daß diese Regierungsform dem spanischen Ernst und Langsamkeit mehr an-

gemessen ist, als dem lebhaften Character der Franzosen.

In Spanien kommen hiernächst, seiner Lage nach, nicht so eine Menge Staatsgeschäfte vor, welche so wie in Frankreich mit einer Schnelligkeit und Geheimhaltung behandelt werden müssen, die man von mehrern in einem Collegio sitzenden Männern schwerlich erwarten kann; und dann darf man nicht glauben, daß eine Regierungsform darum die beste seyn müsse, weil sie in andern Reichen mit Vortheil eingeführt ist. Der Abbé Saint Pierre hat mich in seinem herausgegebenen Werke von der Polysinodie (Aufstellung vieler Regierungscollegien) keines andern überzeugt, er macht in seinem Buche den Schmeichler, und tadelt die Regierung des vorigen Königs, den er nicht liebte.

Es sey nun aber mit dem Systeme, so der Herzog von Bourgogne einzuführen willens war, und das er vermuthlich durch eine kluge Wahl brauchbarer Männer annehmlich gemacht haben würde, wie ihm wolle, so führte es der Herzog von Orleans blos deswegen ein, weil er verschiedenen Großen des Hofs Ehrenstellen zu verschaffen versprochen hatte, und weil er sich beym Volke noch nicht so in Autorität gesetzt hatte, daß er es hätte wagen dürfen, eine Regierungsform einzuführen, bey der alles von seinem absoluten Willen abgehangen hätte. Außerdem konnte er sich bey dieser Einrichtung mehr versichert halten, die Zunei-

gung

gung und Ergebenheit der Großen zu gewinnen. die durch die Theilnehmung an der Regierung sich vorzüglich beehrt zu seyn glauben, dagegen aber sich zurücke gesetzt wähnen, wenn sie davon entfernt werden.

Ich erachte es nicht für nöthig, die Namen derer hier zu nennen, mit denen dies geheime Collegium besetzt wurde. So viel ist aber gewiß, daß der Herzog von Noailles nie der Chef des Finanzdepartements worden wäre, wenn er nicht ein Anhänger des Herzogs von Orleans gewesen wäre; und daß der Herzog von Antin nie die geheime Rathspräsidentenstelle bey den innern Angelegenheiten erhalten hätte, wenn man nicht hätte befürchten müssen, daß er alles tadeln würde, woferne man ihn nicht mit etwas beschäftigte.

Der Graf von Toulouse bekam durch die Verwendungen der Herzogin von Orleans die Präsidentenstelle bey dem Seedepartement. Denn da man diesen Prinzen vorzüglicher behandelte, als den Herzog von Maine, wollte man der Welt damit glaubend machen, daß der Regent keinen persönlichen Haß gegen die unehelichen Prinzen des verstorbenen Königs habe.

Der Canzler Voisin wurde beybehalten. Der Herzog haßte ihn nicht: und überdies war er ein Mann, von dem sich der Herzog versprechen konnte, daß er alle seine Absichten und Unternehmungen befördern werde.

Desmarets war überley, und wurde entlassen. Seine Rechtschaffenheit war Ursache daran, daß er sein Glück nicht machte. Die Reichsgeschäfte aber hatten nach seinem Abschiede desto schlechtern Fortgang.

Der Graf von Pontchartrain sahe sich genöthigt, seine Stelle an seinen Sohn abzutreten; er hatte auf die Letzte nichts mehr zu thun, als die Beschlüße des Seedepartements zu unterzeichnen; und nach seiner Entlassung wurde er erst die allgemeine Verachtung gewahr, zu der er herabgesunken war.

Der Marquis von Brilliere behielt die unter dem vorigen Könige gehabten Bedienungen bey. Er war ein Mann, der Jedermann zu gefallen strebte, sehr geschickt, Abweichungen von der Regel aufzufinden, um Gnadenbezeugungen auszutheilen, überdies war er dem Herzog von Orleans deswegen brauchbar, weil er ihn weder durch sein Betragen noch durch seine Grundsätze in die Verlegenheit setzte, sich einigen Zwang anzuthun. Prinzen können, oft wider ihren Willen, Männern ihre Hochschätzung nicht versagen, die weit unter ihnen sind, wenn diese durch Talente und Sitten sich ihnen anzuempfehlen wissen. Aber, leider, ist dies nicht immer der Weg zu ihrem Beyfall und Gnade, und jene Tugenden entfernen öfters einen Minister von ihnen, den sie übrigens ungemein hochhalten. Eine fürchterliche Lection für einen Prinzen, der um des Volks Glücks und der Regierung Besten willen, seine

Leiden=

Leidenschaften Standes wegen zu unterdrücken schuldig ist.

Die ersten Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit des Herzogs von Orleans auf sich zogen, waren die Finanzen und die auswärtigen Affairen.

Man hatte ihm unter den Fuß gegeben, er sollte alle Anlehne der französischen Unterthanen an die Krone für unzahlbar erklären, und solchergestalt würde Frankreich einen Banquerot von 1800 Millionen gemacht haben. Der Herzog von Orleans fand diesen Plan schändlich, und er war es auch in der That, obgleich der Staat an und für sich betrachtet, und in Vergleichung mit andern nach der Zeit eingeführten Finanzoperationen überhaupt besser daran gewesen wäre, wenn man ihn damals ins Werk gerichtet hätte. Man darf sich aber nicht wundern, daß ihn der Herzog von Orleans zu Anfang seiner Regentschaft verwarf, er hofte ohne Zweifel den König auf eine andere Art außer Schulden zu setzen, und den erschöpften Unterthanen Erleichterung verschaffen zu können.

Der Herzog von Noailles und der neben ihm arbeitende General-Finanzdirector von Rouillé machten dahero den Anfang damit, daß sie die überflüßigen Ausgaben abschnitten, und die vielen unter der vorigen Regierung neugemachten Chargen und Renten einzogen. Alleine dies langte bey weitem noch nicht hin, Einnahme und Ausgabe einander gleich zu machen.

Die Verminderung der Chargen und Renten mochte zwar nöthig seyn, das half aber der Casse nicht auf: es mußten also entweder außerordentliche das Volk weniger belastende Hülfsquellen aufgefunden oder dem Kunstfleiße neue Aufmunterung gegeben, und damit der Handlungscredit wieder erhoben und der Waarenabsatz vermehrt werden.

Man suchte zuförderst die Reichen im Lande auf, untersuchte ihr Vermögen, und vermochte sie, ihre liegenden Gelder in größern und kleinern Summen in den königlichen Schatz zu liefern, accordirte ihnen aber dagegen, nach Maasgabe des Vortheils, den der König davon hatte, größere oder kleinere Abnutzungen und Gewinne davon.

Es ist nicht zu leugnen, daß hiermit sich viele Privatpersonen außerordentlich bereichert haben; und daß überhäufte Reichthümer in einem wohlgeordneten Staate eine vortrefliche Sache sind, die reiflich erwogen zu werden verdient.

Die Cassengelder des Königs und der Privatpersonen sind in einem immerwährenden Creislaufe. Alles, was der König seinen Unterthanen an Besoldungen, Jahrgeldern, Pensionen, oder sonst bezahlen läßt, hat er vorher von ihnen eingenommen, und fließt denn durch andere Canäle, hauptsächlich durch Steuern und Consumtionsabgaben wieder in die königlichen Cassen. Kriege nur sind diejenigen Zeitperioden, wo die dem

Könige

Könige geleisteten Zahlungen der Unterthanen in geringerer Maaße und mit wenigerm Vortheile derselben auf sie wieder zurücke kommen, als gewöhnlich, das macht, weil dann große Geldsummen außer Landes gehen. Die unumgängliche Nothwendigkeit, in der Geschwindigkeit Gelder aufzutreiben, läßt es nicht zu, die ordentlichen Einnahmstermine der Staatseinkünfte abzuwarten, und verursachen dahero, daß man außerordentliche Hülfsmittel aufsuchen muß; in diesem Falle aber ist es ein großes Glück, wenn man gefüllte Cassen im Lande hat, die gegen vortheilhafte Zinsen dem Könige Gelder vorschießen können. Wenn dann nun ja große Reichthümer in den Händen der Privatpersonen, an und für sich betrachtet, ein Uebel seyn möchten, so können doch Umstände eintreten, wo sie dem Könige und dem Staate, die in diesem Falle nur für eine und eben dieselbe Person anzusehen sind, den größten Nutzen gewähren.

Ich will aber aus diesen Behauptungen nicht folgern, daß eine genaue Untersuchung des Vermögens der Unterthanen unerlaubt sey, denn mehrentheils sind die Darleiher mit den Nutzungen, die ihnen der König in den mit ihnen geschlossenen Contracten gewährt, nicht zufrieden, und sie gewinnen mehrentheils durch Zinsen, durch Kauf- und Verkauf der königlichen Schuldbriefe, und durch andere Zunöthigungen ungleich mehr als ihnen versprochen war. Das aber sind

unerlaubte Vortheile, die Geldmängel in den Provinzen veranlassen, und doch kann man dem Staate damit Nutzen schaffen, wie es mehrere einsichtsvolle Männer dem Herzoge von Orleans anriethen.

Sie sagten ihm nehmlich, die Contrahenten könnten es doch nicht verbergen, daß sie Gelder müssig liegen hätten, daß sie die Gnade des Königs nicht entbehren könnten, und daß die Regierung tausend Mittel in Händen hätte ihnen Tort anzuthun; jedem von ihnen wäre außerordentlich daran gelegen, daß der andere nicht erführe, welche Vortheile er sich mit seinem Geldvorschusse negotiiret habe, und solchergestalt würde sich keiner ausschließen, dem Könige Gelder anzubieten, nur um damit einer genauen Untersuchung seines Vermögens auszuweichen.

Der Erfolg zeigte auch, daß diese Männer in ihren Vorträgen an den Herzog von Orleans richtig geurtheilt hatten. Bourvalais war der erste, der auf das verbreitete Gerüchte einer zu errichtenden Justizcammer, *) die das Vermögen der Unterthanen untersuchen

*) Diese Justizcammer sollte das Vermögen aller reichen Unterthanen untersuchen, und jeden derselben unter dem Vorwande, daß sie königliche Gelder unterschlagen und an sich gebracht hätten, um eine Wiedererſetzungssumme nach Proportion seines Vermögens taxiren, und solche von ihnen eintreiben. Das Edict darzu ist unter der Finanzverwaltung der vier Gebrüder Paris am 7. September 1715 erlassen worden. A. d. Ue.

suchen sollte, dem königlichen Schatze bis auf 80 Millionen Livres ohne alle Bedingungen anbot, denn er kannte die Macht der Geschäftsmänner in diesem Fache nur allzugut. Dies Anerbieten war sehr ansehnlich, und es ist gewiß, daß man mit so einem Fond, wenn er mit Klugheit angewendet worden wäre, eine ziemliche Schuldenbefreyung würde haben bewirken können; man nahm es aber aus zweyerley Ursachen nicht an.

Auf der einen Seite wendete der Herzog von Noailles, der immer alles übertrieb, dagegen ein, man könne aus dem freywilligen Anerbieten Bourvalais abnehmen, welche Summen man von den Capitalisten würde ziehen können, wenn man ihre Vermögenslage gründlich untersuchte; auf der andern Seite aber speculirten die hungrigen Höflinge des Herzogs von Orleans auf große zu machende Vortheile, wenn sie für die, so von der Justitzcammer mit hohen Beyträgen angesetzt werden würden, eine Verminderung derselben von diesem leicht zu beredenden Prinzen auswirken würden. Solchergestalt nun kam diese Cammer wirklich zu Stande. Aber welche Ungerechtigkeiten entstehen nicht aus so einer Art von Inquisition für den Staat? Sie läßt dem Volke, das einen natürlichen Haß wider dergleichen Anstalten hat, nichts übrig, als eine ohnmächtige Rache; sie zwingt überdies jedermann sein Vermögen sorgfältig zu verheimlichen, ein Ungemach, das um so

viel

viel größer ist, als es im Grunde ein wahres Glück für den Staat ist, wenn jedermann in demselben seinen Reichthum und Wohlstand öffentlich zeigen darf; sie setzt den König selbst herunter, und wirkt eine Art von Mistrauen, so daß es Niemand mehr wagt, sich mit ihm einzulassen: dagegen aber vertrauet jeder sein Vermögen lieber einem Privatmanne an, oder verschließt es wohl gar in den Coffre, wo es todtes Capital wird, das weder dem Staate noch seinem Innhaber zum Nutzen kömmt, die Handlung schwächt, und die Einnahmen des Königs vermindert, denn diese müssen nothwendig abnehmen, so wie der Geldumlauf und die Consumtion abnimmt.

Ich verweile noch länger bey diesem Staatsfehler, weil derselbe in Frankreich bey den öftern Veränderungen der Regierungen und ihrer Systeme noch oft vorkommen wird. Seine traurigen Folgen waren auch bey der neu errichteten Justitzcammer unvermeidlich, und nur der Nutzen, den der König von den großen Geldsummen trug, die er einbrachte, konnten ihn einigermaßen verzeihlich machen. In Staatsangelegenheiten aber sollte es von Rechtswegen nicht erlaubt seyn, ein gewisses Uebel zu verhängen und einen ungewissen Nutzen davon zu erwarten. Wahr ist es zwar, daß die gegenwärtige Sache ganz allein von dem Willen des Regenten abhieng, und wenn dieser den Entschluß gefaßt und standhaft durchgesetzt hätte, niemand mit

einem

einem Nachlasse seiner Vermögensabgabe zu begnadigen, so würde er von der errichteten Inquisition noch einigen Vortheil gezogen haben; allein beynahe der vierte Theil der taxirten Reichen fand Gelegenheit, durch den Canal eines Hofmannes oder durch den Vorspruch einer Maitresse sich eine Befreyung auszuwirken, — denn die Maitressen wurden damals am Hofe des Regenten schon vielbedeutend. — Endlich muß ich noch eines Umstands hierbey erwähnen, den die Nachkommenschaft kaum glauben wird: Der königlichen Casse floß aus dieser verabscheulichen außerordentlichen Commission nicht so viel Geld zu, daß man den Aufwand, den sie erforderte, davon hätte bestreiten können. Den Bourvalais verfolgte man sogar mit Executionen, ingleichen auch den Paparel, und die ihnen zugefügten Gewaltthätigkeiten müssen wirklich groß gewesen seyn, weil sie sogar das Mitleiden des Volks gegen sie und andere ihres Gleichen erregten.

Weit leichter und besser würde es gegangen seyn, wenn man nach dem Vorschlage des Herzogs von Orleans die alten Contracte von 1700 an zum Grunde gelegt, und jeden nach jener Taxe, so oder so viel von einer Million, taxirt hätte, auf diese Art hätte man doch wenigstens einen bestimmten gewissen Fond gehabt; man würde solchergestalt die contrahirende Hauptperson so wenig als die Unterhändler gekannt haben; und diejenigen, die an den Contracten Antheil gehabt hätten,

ten, würden nach dem Maase ihrer Theilnahme daran, deren Abschluß befördert haben. Diese Meinung zog der Herzog von Orleans dem Projecte der Justitzcammer stets vor, trat aber doch endlich derselben bey, weil der Herzog von Noailles es ohne Widerspruch angenommen hatte.

Der schlechte Erfolg dieser Unternehmung, die dem Könige nichts einbrachte, gab Gelegenheit, einzusehen, wie wenig standhaft der Regent sey, eine Sache durchzusetzen, und verständige Männer versprachen sich von seiner künftigen Reichsverwaltung wenig Gutes.

Ich muß bey dieser Gelegenheit die Staatsanmerkung machen, daß man öfters von dem glücklichen Ausgange eines gemachten Entwurfs sich im Voraus mehr verspreche, als man thun sollte; wenn aber auch derselbe nicht durchgehends gut seyn sollte, so muß man ihn dennoch nicht aufgeben, und nicht etwa das Fehlerhafte derselben zu verbessern suchen, sondern nur andere Mittel brauchen den Endzweck desselben zu erreichen. Denn wenn man erst einmal merken läßt, daß man keine festen Grundsätze habe, dann misbraucht jedermann diese Art des Unbestandes, und das Publikum hat kein Vertrauen mehr zur Regierung, wenn dieselbe auch in der Folge die besten Unternehmungen ausführen will. Und diese Maxime hat der Herzog

von

von Orleans bey seinen meisten Handlungen und Unternehmungen außer Augen gesetzt.

Viertes Kapitel.

Verfolg der Regierungsverwaltung des Regenten. Damaliges Vernehmen Frankreichs mit England. Des Abbe Dûbois Emporstreben. Seine Erhebung zum Staatsminister.

Sogleich in den ersten Monaten der Regentschaft fiengen die Engländer an, sich bey uns ein großes Ansehen zu geben, und sogar über Staatsangelegenheiten aus einem hohen Tone zu sprechen, zum Beispiel über das Fort Mardick und über den Prätendenten. Dies kam aus zwey besondern Ursachen: die eine war die geheime Verbindung des Herzogs von Orleans mit England; die andere aber die Absichten des Abbe Dûbois, *) die sich schon zu entwickeln anfiengen. Zwey Sachen, die mehr aus einander gesetzt werden müssen.

Schon vor dem Ableben des verstorbenen Königs hatte sich der Herzog mit England in einen Briefwechsel eingelassen; ja er hatte sogar mit dieser Krone über die

*) Dûbois war der Sohn eines Apothekers aus Brive-la-Gaillarde. A. d. Ue.

die Sicherheit seiner Regentschaftsrechte Verbindungen eingegangen. Es versteht sich von selbst, daß dies wirklich ein strafbares Vergehen von einem Unterthan war, denn auf den zukünftigen Todesfall seines Herrn Verbindungen eingehen, ist die größte Untreue. Der verstorbene König wußte es wohl, er mochte und wollte aber darüber nichts sagen, weil man immer bey einer Intrigue mehr gewinnt, wenn man sie ihren Gang gehen läßt, und diesen nur aus der Ferne beobachtet, als wenn man sie ohne Noth bekannt macht, und dadurch veranlasset, daß nur mit mehrerer Vorsicht zu Werke gegangen wird. Und so hatte es der verstorbene König nach der ihm beywohnenden Klugheit, Verschwiegenheit und Einsicht gemacht.

Erlaubt man sich dergleichen Anhänglichkeit an eine auswärtige Macht, so ist man in der Folge nicht mehr im Stande ihr etwas abzuschlagen. Nun möchte man wohl sagen, der Herzog von Orleans wäre, nachdem er zur Regentschaft gelanget, seine vormahligen Verbindungen nicht mehr zu halten schuldig gewesen, weil der Staat, dem er nun vorstund, andere Maasregeln erforderte. Wenn ich aber über diesen Grundsatz meine aufrichtige Meinung sagen soll, so ist er falsch und sollte nie anwendbar gemacht werden. Man ist auch wider Willen und Neigung verpflichtet, denen Treu und Glauben zu halten, mit denen wir Verbindungen eingegangen, selbst in dem Falle, wenn man

durch

durch unerlaubte Mittel darzu verleitet worden ist. Der Vortheil wird immer auf ihrer Seite seyn, ohne daß wir es verhindern können. Die nehmliche Ursache fordert auch, daß wir mit denen behutsam umgehen, denen wir unsre Geheimnisse anvertrauet haben; gewöhnlichermaßen mißbrauchen sie dasselbe darzu, daß sie uns Dinge abnöthigen, die sie sonst vernünftigerweise nicht würden verlangt haben. Und das ist eine Wahrheit, die sich bey den Engländern mehr als bey andern Nationen bestätigt hat. Wir sehen das an dem stolzen Betragen des Milord Stairs, mit welchem er dem Herzog von Orleans alles abnöthigte, was seines Königs Interesse nur immer zuträglich war. Es fehlte nur noch, daß er ihm seine Versprechen nicht namentlich vorrückte, und bildete sich ein, man könne und dürfe ihm nichts abschlagen.

Das Departement der auswärtigen Affairen sah wohl ein, daß man England nothwendig so viel möglich schonen müsse, glaubte aber doch auch, man müsse darum nicht so weit gehen, daß es dem Staate zur Verkleinerung gereiche. Die Gründe, die dem Herzog-Regenten darüber vorgelegt wurden, waren zu wichtig, als daß er darüber nicht mit sich selbst hätte uneinig werden sollen; er war überzeugt, durfte aber doch die Ursachen nicht sagen, die ihn viel nachgebender machten, als er es nicht hätte seyn sollen. Ich wundere mich dahero gar nicht, daß er das Departement der

auswärtigen Affairen so bald überdrüßig wurde. Er hatte von langen Zeiten her einen Vertrauten, der ganz in der Stille die Federn in Bewegung setzte, die ihn zu einer Staatsbedienung empor heben sollten, und das war der Abbe Dübois.

Der verstorbene Herr von Saint-Laurent hatte ihn zur Hofmeisterstelle des Regenten, da er noch Herzog von Chartres war, verholfen, und seine Verrichtungen bestanden blos darinnen, daß er mit ihm die lateinischen Sprachlehrstunden wiederholen mußte. Er fand aber sehr frühe Geschmack an Ausschweifungen, und befleißigte sich mehr, sich bey dem jungen Prinzen einzuschmeicheln, als ihn in dem, was ihm oblag, zu unterrichten. Er arbeitete ihm alle seine aufgegebenen Aufsätze, die er selbst hätte fertigen sollen, aus, und jedermann glaubte, der Prinz mache große Fortschritte in den Wissenschaften, es war aber eine blose Täuschung. Nach dem Tode des Herrn Saint Laurents hörte der Prinz nicht auf zu weinen, und drohete, er wolle alle seine Bücher ins Feuer werfen und gar nichts mehr lernen, wenn man den Abbe Dübois nicht ganz allein um und bey ihm lassen würde, so daß man ihm auch hierinnen nachgeben mußte.

Nach der Zeit, und so wie der Herzog von Chartres, der eine feiste und starke Leibesconstitution hatte, mehr erwuchs, suchte sich ihm der Abbe Dübois durch andere Mittel gefällig zu machen, und wurde aus einem

nem schlechten Lehrmeister ein verabscheulicher Diener der Wollüste seines Herrn. Er war eigentlich in allen Arten derselben sein Vertrauter. Der verstorbene König konnte ihn nicht wohl leiden, so daß der Herzog von Orleans, um jenen zu beruhigen, sich verschiedenemal anerbot, den Abbe zu entlassen; der Eifer des Königs aber, mit dem er eine Vermählung des Herzogs mit Mademoiselle von Nantes betrieb, wurde das Mittel zu des Abbes Erhebung. Er trug viel dazu bey, die unzehlichen Hindernisse dieser Vermählung zu heben, und gab damit eine Probe seiner Geschicklichkeit, mit der er sein eigenes Glück zugleich mit dem Interesse seines Herrn zu befördern wußte. Die Gemahlin vom Bruder des Königs wußte um diese ganze Geschichte, und konnte dem Abbe seine Intrigue nie vergeben, sogar, da er ihr als Cardinal seine erste Visite machte, warf sie ihm die krummen Wege seines Emporkommens noch vor, und bezeigte noch zu der Zeit ihre Verwunderung darüber.

Der Abbe Dübois hatte viele Feinde, er wußte aber, wie viel er über den Regenten vermochte, außerdem waren ihm auch alle geheimen Streiche des Prinzen bekannt, es war dahero kein Wunder, daß andere rechtschaffene Männer weit hinter ihm zurücke bleiben mußten.

Die Stelle eines Staatsministers, die er gegen das Ende des 1716ten Jahres erhielt, machte endlich

die Aufmerksamkeit seiner Feinde rege. Unter andern sprach der Herr von Canillac mit dem Regenten in sehr nachdrücklichem Tone darüber. Er war ein Mitglied des Departements der auswärtigen Affairen, und befürchtete, so wie seine übrigen Collegen, es möchte der Abbe Dúbois auch in das Collegium eingeschoben werden.

Der Herzog von Orleans, der sich bisweilen mehr Herrschaft über sich selbst zutrauete, als er wirklich nicht hatte, versprach ausdrücklich, daß der Abbe in dies Departement nicht kommen sollte, wiederholte auch dies Versprechen nach der Zeit mehrmalen. Dergleichen Versicherungen aber kamen dem Herzog nicht schwer an, er gab sie leicht, nahm sie aber eben so leicht wieder zurück.

Dem Abbe Dúbois war nun nichts angelegner, als sich auswärts eine Stütze zu verschaffen, um sich in seines Herrn Gnade fest zu erhalten, und drang dahero immer bey ihm auf eine genaue Allianz mit England. Er wurde auch nach Haag abgesandt, um nebst dem Herrn von Chateauneuf die im Monat Jenner 1717 daselbst geschlossene Tripleallianz zu betreiben und den Tractat zu unterzeichnen.

Diese Sache war im Grunde so schlimm nicht, und es war in der That eine wichtige Erfordernis, eine Allianz zu treffen, die Holland von der Partie des Kaisers abzöge, und es dagegen mit Frankreich

alliirte.

alliirte. Und aus diesem Gesichtspuncte sahen auch die Herren vom Departement der auswärtigen Affairen diese Sache an. Der Abbe Dûbois aber hatte andere Absichten, er betrachtete jene Sache als eine gute Gelegenheit, eine genaue Verbindung mit England einzugehen, und legte auch wirklich auf geheime Befehle des Regenten, aber ohne Vorwissen des Departements, hier den ersten Grund darzu.

Je höher der Abbe Dûbois stieg, je mehr entwickelten sich diese seine Absichten, und man kann leicht erachten, daß es dem Herrn von Chateauneuf, der ein rechtschaffener Mann und großer Minister war, nicht gleichgültig seyn konnte, sich mit einem Mann von so übler Reputation zur Vollziehung der Tripleallianz abgesandt zu sehen. Er mußte gewahr werden, daß dieser bisweilen nach ganz andern Grundsätzen handelte, als worzu ihn das Departement instruirt hatte. Der Abbe Dûbois wendete Drohungen, Kaltsinnigkeit, Versprechungen und alles mögliche an, um den Herrn von Chateauneuf in seine Absichten zu ziehen. Die Zänkereyen darüber giengen so weit, daß ihn der Abgesandte öfters einen Schurken hieß, und den Stock gegen ihn aufzog. Dem Abbe Dûbois aber rührten dergleichen Beleidungen nicht, sie machten ihn vielmehr nur desto hitziger sein besonderes Project durchzusetzen.

In diesen Gesinnungen kam er wieder zum Regenten zurück, und von da an war niemand eifriger

als er, dem Marschall von Hûxelles und den übrigen Mitgliedern des Departements den Hof zu machen. Er machte nun kein Geheimnis mehr daraus, daß er der erklärte Günstling des Regenten sey, und gab damit öffentlich zu erkennen, daß er jetzo nur die, denen er nur Hochachtungsbezeigungen erwies, einzuschläfern, und solchergestalt nur den Dolch verbergen wolle, den er auf sie zu zücken in Bereitschaft hatte.

Fünftes Kapitel.

Laws System.

Unmittelbar nach geschlossener Triplealliance, zeichnete sich das Jahr 1717 noch durch verschiedene merkwürdige innere und äußere Ereignisse im Reiche aus. Das Project Johann Laws zu Errichtung einer Bank war zwar nach des Herzogs von Noailles Gutachten schon einmal verworfen worden, wurde aber doch gegen Ausgang des Jahres 1716 noch angenommen.

Es war dies kein neues Project, und Law hatte schon lange ein Unterkommen in Frankreich gesucht. Kurz nach dem Riswicker Frieden hatte er auf einer Reise nach Paris daselbst Bekanntschaften gemacht, und mit dem Herzoge von Orleans, damaligen Herzog

von Chartres, verschiedene Conferenzen gehabt, und den Herrn Chamillard und Herrn Rouille du Coudray gesprochen.

Bey einer zweyten Reise Laws nach Frankreich verschafte ihm der Abbe Thesüt die Bekanntschaft Desmarets, und sie hatten wieder mehrere Conferenzen, bey denen aber nichts ausgemacht wurde.

Einige Jahre darnach hatte Law die Ehre, den Prinzen Conti, Großvater des jetztlebenden Prinzen Conti, zu Neufchatel kennen zu lernen. Durch diesen gelangte sein Project an den Herzog von Bourgogne, der es untersuchte, dem es aber nicht gefiel.

Law kam hierauf zum drittenmal nach Frankreich, hatte zwar nicht die Absicht daselbst zu bleiben, der Herzog von Orleans aber beredete ihn seinen beständigen Aufenthalt da zu nehmen. Der König war todt, und die ehemalige Bekanntschaft des Herzogs mit Lawen wurde nun wieder erneuert und mehr befestigt. Law hatte für den Desmarets weder Achtung noch Liebe, denn er gab vor, dieser hätte ihm das Geheimnis seines Systems ablocken, es dann selbst ausführen, und sich alsdann den Ruhm von dessen Erfindung zueignen wollen. Dem sey nun wie ihm wolle, der Herzog von Orleans genehmigte Laws Vorschlag zu Errichtung einer Bank, weil er entweder über die Unordnung der Finanzen, welche die Justitzcammer veranlasset hatte, in Verlegenheit war, oder weil er sich mit

der Hofnung schmeichelte, er würde durch Einführung des vorgeschlagenen Projects über alle Reichsrevenüen frey schalten und walten können. Was man nun auch aus Laws Briefen, die er nach seinem Falle geschrieben hat, von ihm urtheilen mag, so ist doch so viel gewiß, daß seine Absicht war hoch ans Bret zu kommen, und dies konnte nicht anders geschehen, als wenn sein Project zur Ausführung kam. Er steckte sich deswegen hinter verschiedene Personen, vorzüglich hinter den Herzog, spiegelte diesem den ohnfehlbaren Gewinst unsäglicher Reichthümer vor, und endlich gelang es ihm auch seine Absicht zu erreichen.

So schwer es inzwischen ist, daß eine Bank in einem Lande, wie Frankreich ist, den allgemeinen Credit erlange, der unumgänglich erforderlich ist, so glaube ich demohngeachtet nicht, daß die Errichtung der gegenwärtigen an und für sich ein verwerfliches Unternehmen gewesen sey. Hätte man nur den Credit der Bank, der, wenn er klug abgemessen wird, den Cassenfond ansehnlich vermehren kann, mit diesem Fond in einer gehörigen Proportion zu erhalten gesucht, so hätte Frankreich den Wechselcurs aller europäischen Handelsstädte zu seinem großen Vortheil benutzen können. Es hatte auch Anfangs das Ansehen darzu, und ich bin der Meinung, daß Law mit jener weisen Einrichtung endlich ganz Europa würde genöthiget haben, seine Wechsel durch die französische Bank laufen zu lassen,

an

an welchem Handelsorte sie auch ausgestellt worden wären.

Man hätte aber, wie gesagt, jene Proportion nicht überschreiten, und die durchgehende Actientollheit, die sich der ganzen Nation bemeisterte, nicht als wahren Credit ansehen, und Unternehmungen darauf bauen sollen, die am Ende nothwendig scheitern mußten.

Nun wurde eine Handlungscompagnie unter dem Namen der alten westindischen Compagnie errichtet, und diese zu zweyhundert Millionen Actien angelegt. Es wurde ferner eine ostindische Handlung aufgestellt, und darzu 50000 Subscribenten verlangt. Der König übernahm die Gewähr der Bank, und ließ sie unter der Benennung der königlichen Bank administriren. Eine unendliche Menge auf das Pariser Rathhaus verhypothecirter Capitalien und Charger wurden mit Banknoten wieder zurück bezahlt, die Bank wurde mit der indischen Compagnie vereinigt, und Law wurde der Generalaufseher. Es fielen aber endlich die Staatsbillets *) im Monat May 1720 so tief herunter, daß sie kaum mit Verlust der Hälfte wieder angebracht

*) Diese Staatsbillets waren königliche Versicherungsbriefe, die statt baaren Geldes in Umlauf kamen, und in einer so erstaunlich übertriebenen Menge ausgefertigt worden waren, daß man sie ohne mehr oder weniger Verlust nicht ausgeben konnte; einige Arten derselben verloren sogar vier Fünftheile ihres bestimmten Werthes. A. d. U.

bracht werden konnten, zwey Tage darauf aber stiegen sie wieder auf ihren vollen Werth. Und nun entwich Law, verließ die Bank in den kläglichsten Umständen, und Jedermann war ruinirt. Nur die, so mit Actien einen wucherlichen Handel trieben, machten zum Theil einen erstaunlichen Gewinn, und auf diese Art führte die erste falsche Einrichtung und Anlage der Sache den Regenten und den Staatsrath so tief hinein, daß eine bey dem Projecte nicht mit in Anschlag gebrachte Revolution nothwendig daraus erfolgen mußte.

Ich habe im Vorhergehenden gesagt, daß die Errichtung der Bank ein nützliches Werk gewesen seyn würde, wenn man es blos bey dieser gelassen hätte. Darinnen aber wurde gefehlt, daß man der Nation eine übertriebene Menge Subscriptionen eröfnete, worzu sich Jedermann auf unglaubliche Art drängte. Der Vortheil aber, der daraus zu erwarten war, bestund lediglich nur in der Einbildung. Wollte man nun das System nicht ganz scheitern lassen, so mußte Jedermann in dieser Einbildung gelassen werden; nur hätte man gewisse Maasregeln nehmen sollen, den mit den Actien getriebenen Wucher zu steuern.

Daß aber dies System wirklich scheiterte, darzu haben verschiedene Ursachen mitgewirket. Erstlich hätte man nicht zulassen sollen, daß die Actien zu einem so ausnehmend hohen Werth gestiegen wären. Nöthig war es allerdings, daß man deren Verkäufern einigen

Profit

Profit gönnete, um sie destomehr in Umlauf zu bringen, und die Käufer kauflustig zu machen; allein das bevorstehende künftige Uebel mußte nothwendig sich über das ganze Publicum verbreiten, da man den Wucher allzuhoch steigen ließ, so daß zum Beyspiel die Actie, die dem Käufer aus der ersten Hand nur 500 Livres gekostet hatte, darauf durch eine große Menge andrer Hände gieng, und in jeder theurer wurde, so daß ihr Werth endlich so hoch zu stehen kam, daß sie mit dem ersten Kaufgelde außer allem Verhältniße war: der letzte Besitzer derselben mußte endlich sein Geld völlig verlieren. Auch die Actienverkäufer selbst waren dergleichen Verluste ausgesetzt, denn sie nahmen immer neue Actien aus der Bank nach dem Verkaufe der erstern, welche endlich in ihren Händen auch außer Werth kamen.

Zweytens, durch die Zurückzahlungen der Renten und Chargencapitalien wurde eine große Menge Familien unglücklich gemacht; man entzog ihnen damit alle ihre Einkünfte: Pupillen und Unmündige verloren ihr Vermögen; das künftige Schicksal der Kinder gab man verschwenderischen Vätern preiß, die jener Vermögen zu verwalten nicht verstunden, das sie nun zu ihrer eigenen Disposition in die Hände bekamen. Man zahlte diese Gelder in einem Werthe, der kein wahres inneres Gehalt hatte, sondern nur in der Einbildung bestand, hinfolglich auch bey der Handlung nicht brauch-

bar

bar war, indem diese nicht anders bestehen kann, als wenn Waare und Geld in gleichem Werthverhältniße stehen. Kurz man brachte es dahin, daß der König seinen Unterthanen beynahe nichts mehr schuldig gewesen wäre; eine falsche und unbillige Politik, die früher oder später den König um alle seine Einkünfte, ia sogar um sein königliches Ansehen bringen muß.

Ferner verband man durch die Vereinigung der Bank mit der indischen Compagnie einen schwachen Körper mit einem starken, und schwächte folglich die Kräfte des leztern, da man ihn mit den Lasten des erstern belud.

Ueberdies war die Speculation auf den Kauf der Actienscheine, den das Publicum trieb, eine nothwendige Operation worden, bewieß aber den gemachten Fehler, daß man die Actien zu theuer hatte werden lassen. Um sie nun im Gange zu erhalten, mußte man der Nation die Sache leicht machen, und um Jedermann den Ankauf zu erleichtern, für zwölfhundert Millionen neue Actienscheine fertigen. Das gieng nun alles in so großer Eile und Unordnung, daß man sich nicht einmal die Zeit nahm, die diesfalls erlassene Verordnung vor ihrer Publication zu besiegeln.

Das öffentliche Verbot, daß Niemand mehr als 500 Livres baares Geld bey sich behalten sollte, beschleunigte ferner den Ausbruch des bevorstehehenden Unglücks, und so kam es nach und nach dahin, daß

man

man zu Nothmitteln greifen mußte, die Staatsbillets gangbar zu erhalten, auf deren öffentlichen Mißcredit man im Voraus nicht mit gerechnet hatte. Denn daran hatte kein Mensch gedacht, daß in Finanz- und Handlungsangelegenheiten durch obrigkeitliche Gewalt niemals etwas in Gang gebracht werden kann, sondern blos durch Vortheile, die sich dem Volke in den gemachten Einrichtungen darbieten. Thut man das nicht, so sind alle Zwangsmittel, so hart sie auch seyn mögen, vergebens, das Volk giebt nichts auf Befehle, als wenn ihm deren Befolgung Vortheil bringen kann.

Man darf nur die natürliche Einsicht zu Hülfe nehmen, um diese Wahrheit zu begreifen. Die Menschen haben außer der ihnen angebohrnen Liebe zum Gewinn, noch eine Neigung, die stärker ist als die Pflicht des Gehorsams, den Hang ihre und ihrer Kinder Glücksumstände zu verbessern; eine anscheinende Abnahme ihres Vermögens macht sie nur sinnreicher, Mittel auszudenken, die Wachsamkeit derer zu hintergehen, welche die Befehle der Fürsten zur Ausübung zu bringen gesetzt sind. Man treffe also nur Einrichtungen, bey denen das Volk seinen Vortheil siehet, so wird es solches gerne befolgen.

Es hat seit langen Zeiten in Frankreich die abscheuliche Finanzmaxime geherrscht, daß nur der Schatz des Königs immer gewinnen müsse, und jede Finanzeinrichtung, von der das Volk mehr Vortheil ziehen

konn-

konnte, als der König, wurde verworfen. Die vielfältigen und sich täglich vermehrenden Bedürfnisse des Hofs, und der Trieb, solche zu befriedigen, haben diesen Irrthum veranlasset. Ein weiser und kluger Regente wird dahero diese Bedürfnisse einzuschränken und zu vermindern sich zur Pflicht machen.

Law hatte bey seinen Finanzoperationen das Hauptprincip, man müsse das besondere Interesse außer Augen lassen, um das allgemeine zu befördern, und glaubte, daß zum Beispiele ein Project, das eine Menge Unterthanen ruiniret, drum doch für den Staat vortheilhaft seyn könne. Er sah das öftere Fallen und Steigen ihres Vermögens für unbedeutende Kleinigkeiten an. Was kümmerte es ihn, wenn der und jener seine Landgüter, seine Häuser oder andere Grundstücke verkaufen mußte, wenn nur noch andere im Volke vorhanden waren, die sie wieder an sich kaufen konnten; er fand darinnen keine Ungleichheit, und es war ihm ganz gleichgültig, wenn ein Mensch von schlechtem Herkommen ein Herzogthum, Marquisat oder eine andere dergleichen mit einer Würde verknüpfte Herrschaft an sich brachte, die seit unendlichen Zeiten eine edle Familie im Besitz gehabt hatte.

So ein Princip ist gar keines Beyfalls werth, mußte auch dahero nothwendig eine durchgehende Verwirrung im Reiche verursachen, die sich mit der gegenwär-

genwärtigen Constitution der französischen Monarchie nicht verträgt.

Ein wahres und in Jahrhunderten kaum zu verbesserndes Unglück, das Law anrichtete, war die von ihm veranlassete Weichlichkeit und der Lux, zu dem er das Volk gewöhnt hatte; jedermann hatte sich über seinen Stand in die Höhe geschwungen, die Feilschaften und alle Handwerksartickel waren übertheuert; und die Kaufleute verkauften zu übertriebenen Preisen, und mit außerordentlichem Profit. Und das war ein wahrer Verlust für die Handlung im Ganzen, da der Reichthum derselben nicht in großen Unternehmungen der Kaufleute, sondern in öfterm Verkehr und Vertrieb der Handelswaaren bestehet.

Den einzigen Vortheil hatte man noch davon, der aber den Verlust der Unterthanen nicht wieder ersetzte, daß man die Gesinnungen einer Menge Hofleute, sogar vom höchsten Stande, kennen lernte, denen man ein schlechtes Verfahren nicht zugetrauet hätte. Man sah ein, daß nur wenige Männer von festen tugendhaften Grundsätzen am Hofe waren, und daß bisweilen der rechtschaffenste Mann nur aus Gewohnheit und aus Mangel der Gelegenheit zum Gewinn rechtschaffen ist. Und wahrhaftig, man hat zu keiner Zeit so lasterhafte Handlungen, so viel niederträchtige Unternehmungen, und so eine Menge geitziger und interessirter Menschen gesehen, als während der vier Jahre, da das Lawische

System in seinem größten Flore war. Jedermann wucherte mit Actienscheinen; viele Große trieben diesen Wucher selbst, andere aber, die noch einigermaßen zu beloben waren, durch ihre Unterhändler. Der Wucher war herrschend, und wurde für kein Laster und Schande mehr gehalten, und wenn man ihn auch nicht öffentlich vertheidigte, so erlaubte sich doch auch Niemand ihn zu tadeln.

Ich bin ganz gewiß überzeugt, daß die Nachwelt unsere ganze sogenannte Missisipische Handlungsgeschichte für ein Feenmährchen halten wird, womit man Kinder zu unterhalten pflegt, oder womit man einfältigen und leichtgläubigen Menschen die Zeit vertreibt, oder auch als eine Sage der fabelhaften Vorzeit, die wir zu unserm Vergnügen lesen, aber nicht für wahr halten.

Ich muß aber hierbey doch auch sagen, daß der Herzog von Orleans die Absicht bei dem angenommenen Lawischen Systeme gar nicht gehabt hat, so weit damit hinaus zu gehen, als man nach der Zeit die Sache trieb. Hätte man ihm anfangs gleich gesagt, man wolle den König und den Staat mit einem so großen Credit belasten, den der Verkauf aller Einkaufsquellen des Reichs aufrecht zu erhalten nicht vermögend wären, — und das war doch wirklich der wahre Inhalt der ganzen Unternehmung — nimmermehr würde er drein gewilligt haben, ob er gleich sonsten ein

Freund

Freund von weit umfassenden und in die Augen fallenden Projecten war.

Aber, leider fand er vorzüglich in Laws Systeme ein leichtes Mittel, ohne Schwierigkeiten Geld zu bekommen, und unzählige Gnadenbezeugungen auszutheilen: denn es ist unglaublich, welche Menge Actien Law auf geheime Befehle des Herzogs an die Großen verschenkte. Mit Freygebigkeiten verschwenderisch zu seyn, war völlig nach seinem Geschmacke, die Folgen davon aber waren erschrecklich. Die damaligen Umstände erforderten außerordentliche Geldhülfe, und darum mußte man die Schnellkraft der Triebfedern des Systems nothwendig überspannen.

Und hierinnen liegt nun auch der Grund der nach der Zeit entstandenen ärgerlichen Auftritte mit dem Parlemente, welche das königliche Ansehen nicht wenig heruntersetzten. Es ist aber nicht anders, in Staatsangelegenheiten ist gewöhnlich ein Fehltritt die Mutter vieler folgenden.

Sechstes Kapitel.

Das Ministerium während der Regentschaft. Erziehung des Königs.

Der Canzler Voisin war todt, und Aguesseau an seine Stelle gekommen. Aus der Geschwindigkeit, womit diese Wiederbesetzung zu Stande kam, läßt sich sicher schließen, daß der Herzog von Orleans dieser Magistratsperson, die als Generalprocurator für die Regentschaft des Herzogs sich eifrig verwendet hatte, die Canzlerstelle bey künftiger Gelegenheit zuzuwenden ohnfehlbar versprochen habe. Mit überzeugender Gewißheit will ich zwar dies nicht behaupten, die Ursachen aber, die mich dies zu glauben bewegen, sind doch höchst wahrscheinlich.

Aguesseau war, man muß ihm hierinnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, für den Posten, den er bekam, gemacht, ein einsichtsvoller mit der Reichsverfassung und der Parlementsjustiz bekannter Mann, und der König starb zu seinem Glücke; denn ob ihn gleich derselbe hochschätzte, so war er ihm doch verdächtig gemacht worden, und er hatte schon den Entschluß gefaßt, ihn dahin zu bringen, daß er seine Procuratorstelle selbst niederlegte. Inzwischen war doch die in ihm getroffene Canzlerswahl dem gemeinen Volke sehr

angenehm, einsichtsvollen Männern aber, die Aguesſaus wahre Freunde waren, wollte sie nicht gefallen. Die, so ihn gründlich kannten, wußten, daß er kein Hofmann, und von schwerfälligem Character war; er hatte nicht Geschmeidigkeit genug die Gelegenheiten auszuspähen, bey denen man sich allenthalben gefällig machen kann, ohne die wesentlichen Pflichten eines rechtschaffenen Mannes zu verletzen. Er war ein guter Generalprocurator, aber ein mittelmäßiger Canzler, und gab in seiner Person den Beweiß, daß es zu würdiger Ausfüllung einer Magistratsstelle nicht hinlänglich sey, wenn man blos die darzu erforderlichen theoretischen Kenntniße in einem hohen Grade besitzet.

Sey es nun Selbsterkenntniß oder Gleichgültigkeit, genug Aguesseau war über die erhaltene Ehrenstelle nicht halb so vergnügt als seine Frau, und hätte er dieser, wie man weiter unten sehen wird, nicht allzuvieles Gehör gegeben, so würde er in weit größeres Ansehen gekommen seyn.

Ohngefehr um diese Zeit war der König in die Jahre getreten, in denen man Prinzen gewöhnlich aus den Händen der Frauenzimmer zu nehmen pflegt, und der Marschall von Villeroi nebst dem ehemaligen Bischof von Frejus, jetzigem Cardinal von Fleuri, traten nunmehro ihre Bedienungen bey ihm an, der erstere als Gouverneur, der andere als Lehrmeister. Der verstorbene König hatte sie beyde schon darzu ausersehen,

hen, denn kurz vor seinem Tode hatte er eingesehen, daß er ohne Ursache wider diesen Prälaten eingenommen gewesen sey.

Der Marschall war wirklich Ew. Majestät außerordentlich ergeben, und wachte Tag und Nacht sorgfältig über Ihre Erhaltung; im Grunde aber wußte er weiter nichts als die Geschichten des vorigen Hofs, war voller Vorurtheile, und von diesen schwer abzubringen; wen er nicht leiden konnte, den verschonte er auch nicht, und war jäh ihn öffentlich zu beleidigen, dahero auch wenig geschickt einen Prinzen durch sein Beyspiel zu belehren, daß man spottende Anzüglichkeiten vermeiden müsse. Ein Fehler, durch den er sich mehr Feinde zuzog, als er sich durch seine freygebigen Wohlthaten Freunde erwarb.

Villeroi aber setzte die wahre Würde eines Prinzen in ein angenommenes Betragen von Hoheit und Fürstenstolz, die aber wahrhaftig die rechten Mittel nicht sind, einem Prinzen, den Gott zum Regenten bestimmt hat, Ehrfurcht zu erwerben. Er war übrigens zu Geschäften nicht aufgelegt, und suchte eine Art von Ehre darinnen, wenn er öffentlich zeigen konnte, daß er sich vor dem Herzog von Orleans fürchte.

Man glaube ja nicht, daß die Wahl auch der geringsten Personen, die sich mit der Erziehung eines Prinzen beschäftigen, eine gleichgültige Sache sey. Sie nehmen oft, und das viel eher als Kinder von

bür-

bürgerlicher Geburt, die Fehler ihrer Lehrer oder anderer Personen an, die sie um sich haben; und wenn der König wirklich dergleichen Leute um sich hatte; so war dies blos die Schuld des Marschalls. Es war eine Eitelkeit von ihm, daß er solange als möglich die Rolle des Königs spielen wollte, und seitdem Ew. Majestät in die Jahre gekommen sind, daß Sie denen, die Ihnen vorgestellet wurden, selbst hätten antworten können, antwortete der Marschall noch immer für Sie. Anstatt also Ihnen die allen Kindern natürliche Furchtsamkeit im Reden nach und nach abzugewöhnen, versäumte er die Gelegenheit, seinem Prinzen zu lehren, daß Könige zur rechten Zeit reden lernen müssen, und daß ein gefälliges Wort aus ihrem Munde ihnen mehrere Ehre mache, als die schönsten Ausdrücke der Wohlredenheit dem nicht bringen, der sich den Ruhm eines Redners erwerben will.

Das ist aber beynahe ein durchgehender Fehler bey der Erziehung der mehresten unserer Prinzen. Man glaubt, weil sie erhabene Personen sind, so hätten sie nicht nöthig viel zu sprechen, oder sich im Reden gut ausdrücken zu lernen, und das ist wahrhaftig ein großer Fehler. Es giebt tausend Gelegenheiten, bey welchen ein Fürst durch eine Anrede an eine Versammlung mehr ausrichten kann, als durch das Gewicht seiner ganzen Würde und Ansehens. Sogar die Mißvergnügten nähern sich in keiner andern Absicht

ihrem Herrn, als mit der innern Ueberzeugung, daß er sie durch Ueberredung zu andern Gesinnungen bringen werde; und es wird auch gewiß nie aussen bleiben, wenn der Prinz nur ein gefälliges Wort zu sagen verstehet. Wie viel Hinderniße überwand nicht, zum Beyspiel, Heinrich IV. blos damit, daß er gut zu reden wußte. Aus Liebe und Ergebenheit für meinen König verweile ich bey diesem Artickel noch etwas.

Der verstorbene König sprach wenig, was er aber sprach, war den Personen und Sachen, die im Gespräche befangen waren, so angemessen, daß man ihm hierinnen mehr Kenntniße zutraute als er nicht hatte. Zu welcher Zeit wurde er aber mehr geliebt, als bey seiner Entlassung aus den vormundschaftlichen Händen des Cardinal Mazarins, da er so meisterhaft zu sprechen begann, als ein Mann, der den Werth des guten und schlechten Anstands vollkommen verstand.

Siebentes Kapitel.

Proceß der Prinzen vom Geblüte mit den legitimirten Prinzen.

Die Entscheidung des zwischen den Prinzen vom Geblüte und den legitimirten Prinzen entstandenen Processes hatte wichtige Folgen, die auch sogar auf die allge-

allgemeinen Affairen Einfluß hatten. Es ist dahero nöthig, daß ich seiner Entstehung erwähne, und nach und nach die Folgen davon bekannt mache, die ein Jahr darauf ausbrachen.

Unnöthig ist es, zu bemerken, was zu diesem Processe die Veranlassung gegeben hat, denn das ist jedermann bekannt, nur darf man nicht glauben, daß ihn ein bloßes Ohngefehr veranlasset habe. Schon lange hatten die Prinzen vom Geblüte bey sich beschlossen, wider die legitimirten Prinzen zu klagen. Der Herzog von Orleans war diesem Entschluß ebenfalls mit beygetreten, sahe es aber in seiner jetzigen Lage nicht für gut an, die Hauptperson dabey vorzustellen, und der Herzog von Bourbon hatte ebenfalls keine Lust darzu; und obgleich der Regent für seine Person bey der Sache mit interessirt war, so hatte er doch auch zu viel gefällige Nachgiebigkeit für den Herzog, als daß er den Proceß in seiner Entstehung sogleich hätte unterdrücken sollen. Etwas besonderes dabey war es, daß der Herzog von Orleans bey allen seinen großen Einsichten und Verstand dem Herzog außerordentlich viel nachgab, den er doch wegen seiner Jugend und geringen Talente ganz gleichgültig hätte behandeln können. Die Prinzen vom Geblüte klagten also wider das Edict vom Monat Julius 1714, worinnen die unehelichen Prinzen legitimirt, und den Prinzen vom Geblüte gleich gesetzt worden waren. Sie stellten vor,

daß dergleichen Legitimationen, wie sie das Edict enthielte, den heiligsten Grundgesetzen des Reichs entgegen liefen, daß die Könige nur bloße Nutznieser der Krone wären, und dahero nie etwas verordnen könnten, so diesen Gesetzen zuwider wäre, sollte es auch auf die fernsten Zeiten hinaus erst wirksam werden; Ludwig XIV. habe dahero kein Recht darzu gehabt, die legitimirten Prinzen nach dem Abgang der Prinzen vom Geblüte zur Thronfolge zu berufen, und ihnen mit den Prinzen vom Geblüte gleichen Rang zu geben; und aus diesen Gründen folgerten sie sodann ihre rechtliche Bitte.

Die Wahrheit zu gestehen, regieren zwar unsre Könige der Erbfolge nach, und weil sie von ehelichem königlichem Herkommen sind; selbst ihre Salbung ist nur eine Art der Confirmation, und eine Ceremonie ihrer öffentlichen Vorstellung, die ihrer Würde, so sie von Gott haben, keinen Zusatz giebt; wahr ist es auch, daß ihnen die Krone durch keinen wirklichen Vertrag mit ihren Unterthanen übertragen worden ist: demohngeachtet ist es nicht minder wahr, daß sich ihre Regierung auf einen stillschweigenden Contract gründet, und eine Folge der Bedingungen ist, unter denen die Franzen in den alten Zeiten angefangen haben, sich einer Familie zu unterwerfen. Es sind dahero dem Herzen der Nation gewisse primitive Grundsätze eingedrückt, denen kein König entgegen zu handeln das

Recht

Recht hat. Von dieser Art nun ist diese Legitimationssache, und die vortreflichste Gerechtsame der Franzosen ist ohnstreitig die, daß sie keinen andern König anzunehmen schuldig sind, wenn er nicht von reinem königlichen Blute aus der Familie abstammet, die sie auf den Thron gesetzt haben.

Die legitimirten Prinzen, die gleich anfangs den Grund dieser Klage wohl einsahen, setzten ihr keine andere Ausflucht entgegen, als die, daß sie nunmehro nicht mehr statt habe, und daß die Prinzen vom Geblüte anjetzo nicht wieder eine Sache hervor suchen könnten, die sie in gehöriger Zeit anzubringen versäumt hätten. Ueberdies hätten sie ihren Gerichtsstand nirgends anders als vor einer vollen Versammlung der Kammern, und das Parlement könne wider eine königliche Urkunde, die es nach vorhergehender Untersuchung selbst bestätiget, und in seine Register eingetragen habe, keine Klage annehmen, die auf die Wiederaufhebung jener Urkunde antrüge, und da solchergestalt ihre Legitimation mit allen in dem Reiche erforderlichen Solennitäten geschehen wäre, so könnte man sie des fernern Genusses der erlangten Gnade nicht wieder berauben, ohne das Andenken des einsichtsvollesten Königs zu beleidigen, der je über Frankreich geherrschet habe.

Die Prinzen vom Geblüte erwiederten dagegen mit vielem Beyfall: das Ansehen und Würde des verstorbe-

storbenen Königs habe ihnen das vorgeschützte Stillschweigen aufgelegt; selbst das Parlement habe sich nicht unterstehen wollen ihm zu widersprechen, und die Bestätigung der königlichen Urkunde sey keinesweges als eine gerichtliche Genehmigung anzusehen, sondern wäre blos eine Folge ihres Gehorsams gegen einen König, der ihm alle Einwendungen und Vorstellungen dagegen schlechterdings untersagt habe: jetzo aber könne ihnen das Parlement nicht abschlagen, ihnen die gehörige Rechtshülfe angedeihen zu lassen, baten dahero, daß es nach Vorschrift der Gesetze den Ausspruch darüber thun möchte.

Sie hätten außer dem noch anführen können, daß das Parlement, welches in gewissen Sachen die ganze Nation repräsentiret, und dessen Aussprüche im ganzen Königreiche als Gesetze angesehen werden müssen, die competente Gerichtsstelle nicht sey, die einer den ersten Grundgesetzen des Reichs zuwider laufenden königlichen Verordnung die gehörige Gültigkeit geben könne, daß die Notablen des Reichs, die alleine das Recht haben, nach Abgang der regierenden Familie einen neuen König zu wählen, auch alleine berechtiget wären, einer königlichen Willenshandlung die erforderliche Bestätigung zu geben, welche die Successionsordnung im Königreiche betrift, und die dauerhafteste Grundlage unserer Ruhe und Größe ausmacht.

Das Parlement untersuchte hierauf die Sache gründlich; die legitimirten Prinzen hatten vorgegeben, es wären die unehelichen Söhne der ersten Könige ebenfalls von der Krone nicht ausgeschlossen gewesen, und verschiedene derselben wären zur Regierung gekommen. Da es aber auf den Beweis dieser Behauptung durch Beyspiele und Rechtsgründe ankam, konnten die legitimirten Prinzen damit nicht fortkommen. Diese Beweise verloren sich in der Dunkelheit der Geschichte der frühen Jahrhunderte, und über die Rechtmäßigkeit der königlichen Ehen jener Zeiten verbreitete sich eine Ungewißheit und Verwirrung, die ihr Vorgeben ebenfalls nicht unterstützen konnte.

Die Prinzen vom Geblüte konnten dahero alle jene Scheingründe nachdrücklich widerlegen, und endlich wurde in einer Parlementssitzung im Louvre, bey welcher der Regent im Namen des Königs präsidirte, (lit de justice), ein Edict erlassen, welches das Edict von 1714 und die königliche Erklärung vom 23. May 1715, welche den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse für rechtmäßige Kinder erklärte, gänzlich wieder aufhob.

Und dies mit Recht. Denn das nehmliche Parlement, welches nicht berechtiget war, eine den Grundgesetzen des Reichs widersprechende Veränderung einzuführen, konnte mit vollem Rechte im Namen der

Nation

Nation einen Rechtsspruch thun, der den Sinn jener Urprivilegien nur erklärte.

Solchergestalt hatte Ludwig der XIV. seine legitimirten Söhne damit, daß er ihnen eine höhere Würde geben wollte, in eine solche Lage gesetzt, daß sie darüber gerichtlich belangt werden konnten. Er hatte sie mit Ehren, Würden und Reichthümern überhäuft, und hätte sich billig damit begnügen sollen, sie zu grossen Herren gemacht zu haben, ohne sie auch noch zu Kronerben machen zu wollen.

Sobald aber diese Sache zur rechtlichen Untersuchung kam, konnte sie nicht anders, als geschehen, entschieden werden. Ich kann mich hierbey nicht enthalten über die sonderbare Lage, in welcher der Graf von Toulouse sich befand, meine Betrachtungen anzustellen. Der Herzog von Orleans liebte ihn, und die Herzogin, seine Gemahlin, die in gewissen Betrachtungen in einer Art von Credit stand, war seine Beschützerin, und doch mußte er bey allen Gelegenheiten die Eigenheiten des Kopfs seines Bruders, oder vielmehr dessen Gemahlin, der Herzogin von Maine, mit entgelten; denn ihr muß man den größten Theil der falschen Schritte ihres Gemahls zuschreiben; sie hatte alle Unvollkommenheiten einer leichtsinnigen und flatterhaften Frau, ohne eine von den guten Eigenschaften zu besitzen, die bey mehrern Fehlern ihres Geschlechts jenen das Gegengewicht halten können.

Eigen=

Eigensinnig, rachsüchtig, zur Eigenliebe geneigt, von Vorurtheilen eingenommen, und mit der tollen Rangsucht geplagt, durch deren Antrieb sie immer eine größere Rolle spielen wollte, als es ihre Lage ihr gestattete: das ist das ächte Bildnis der Herzogin von Maine.

Ein wahres Unglück ist es, daß Prinzen, die mit einer solchen Frau in der Ehe zu leben bestimmt sind, sie entweder vorher nicht kannten, oder hernach nicht Herz genug hatten, die bösen Rathschläge, die sie von ihnen bekamen, unbefolgert zu lassen. Früher oder später werden sie das Opfer davon, und da Prinzen mehr beobachtet werden als jeder anderer Mensch, so werden ihre geringsten Vergehungen große Fehler und ihrer Ehre nachtheilig.

Und wirklich, welchen Nachruhm wird sich der Herzog von Maine bey allen Auftritten, worinnen er eine Rolle gespielt hat, bey der Nachkommenschaft erworben haben? Sie wird an ihm viele üble Laune, viel Leichtsinn und Mangel an Grundsätzen finden und tadeln. Er sollte wünschen lieber ganz unbekannt und namenlos geblieben zu seyn, als daß er ein Andenken solcher Art von sich hinterlassen hätte. Doch ich kehre wieder zu den öffentlichen Angelegenheiten zurücke.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des Gangs der auswärtigen Affairen.

Der Abbe Dübois, den wir mit seiner Beförderung beschäftiget verließen, blieb nicht lange in Frankreich. Man war damals eben im Begriffe den Frieden zwischen Spanien und Oesterreich zu vermitteln, den beyde Mächte und ganz Europa wünschten. Der Wiener Hof mußte erwarten, man möchte ohne sein Mitwissen und Theilnehmung einen Plan darzu entwerfen, und die Artickel desselben anzunehmen ihn zwingen. Und wollte Gott! es wäre geschehen, dann würde weder die Macht des Kaisers vergrößert, noch Spanien mit uns in Krieg verwickelt worden seyn. Man wußte aber in Wien die Gesinnungen des englischen Gesandten sich geschickt zu Nutze zu machen, der vollkommen österreichisch gesinnet war. Man flattirte den Abbe Dübois, machte ihm Hofnung zum Cardinalshute, und der Abbe fand Gelegenheit die guten Gesinnungen des Kaisers mit seinen eigenen Vortheilen, die ihm aus einer genauern Verbindung mit den englischen Ministern erwachsen konnten, zu vereinigen, und nahm daher kein Bedenken einem Plane beyzutreten, der mit seinem persönlichen Interesse harmonirte.

Da er sich anschickte, als Gesandter nach England zu gehen, gab ihm das Departement der auswärtigen

Affairen

Affairen eine Instruction, die ihm durchaus nicht gefiel, denn man hatte ihm darinnen Vorschriften und Befehle gegeben, die der Ausführung seiner Privatabsichten ganz entgegen waren. Er gab sich dahero alle nur ersinnliche Mühe, den Regenten zu deren Abänderung zu bereden; es gelang ihm aber nicht, und der Marschall von Hûxelles war diesmal so standhaft, daß er dem Herzoge von Orleans gerade heraus sagte, er könne, ohne seine Pflicht zu verletzen, ihm schlechterdings keine andere Instruction geben; ja man sagte sogar dem Abbe Dûbois, er würde mit seinem Kopf dafür stehen müssen, wenn er dieser nur im geringsten entgegen handeln werde. Aeußerst aufgebracht über diese Einschränkungen und Hindernisse seines Projects, reisete er ab, und war fest entschlossen, diesmal seine Pflicht außer Augen zu setzen, da es das Departement der auswärtigen Affairen nicht hatte thun wollen.

Kaum war er dem Könige von England vorgestellet worden, so arbeitete er schon an der Ausführung seines eigenen Plans, genehmigte alles, was die Macht des Kaisers vergrößern konnte, und trug im Gegentheile alles darzu bey, Spanien aufzuopfern. In seinen Particularberichten und Briefen an den Regenten machte er diesen hauptsächlich auf die Vortheile seiner eignen Person aufmerksam, im Fall die göttliche Providenz über die Person des Königs in seiner Minderjährigkeit gebieten sollte.

Der Herzog von Orleans war auch eigentlich gar nicht entgegen, daß der König von Spanien bey diesem Frieden zu kurz komme; er wußte, daß dieser ihm nicht gewogen war, daß er ihm den Aufstand der spanischen an den Pyrenäen gelegenen Provinzen zur Last legte, und daß er mit äußerstem Mißvergnügen die Regentschaft in den Händen des Herzogs von Orleans sah, die von rechtswegen ihm selbst gebührt hätte, wenn nicht die ihm zustehenden Gerechtsame des Geblütes durch zufällige Verträge eine andere Richtung erhalten hätten.

Demohngeachtet wünschte der Herzog von Orleans keinen Krieg mit Spanien, er sah aber nicht ein, daß man ihn wider seinen Willen und Absicht dennoch darzu zu vermögen wissen werde.

Inzwischen aber würden die vielfältigen Anregungen des Abbe Dübois, seinen Herrn zum Krieg zu bereden, noch lange großen Widerstand gefunden haben, wenn nicht der Cardinal Alberoni den Einfall in Sardinien hätte thun lassen, und Spanien würde sich vieles Unglück erspart haben, wenn es damit noch längern Anstand genommen hätte; denn nimmermehr würde der Herzog von Orleans es gewagt haben der entworfenen Quadruplealliianz beyzutreten: nun aber hatte der Abbe Dübois gewonnen Spiel, und konnte seine Privatabsichten mit politischen Gründen bemänteln. Er machte dem Regenten bange, die Seemächte

wür=

würden sich mit dem Kaiser wider Spanien verbinden, und daraus würde wieder ein Krieg, wie der vom Jahr 1701 war, entstehen; er stellte ihm vor, Spanien würde alle Artickel, die man ihm vorlegte, unumgänglich anzunehmen sich entschließen müssen; und durch den Chavigny, der gleichsam der Canal zwischen ihm und seinem Herrn war, setzte er diesem mit Vorstellungen so lange zu, daß er endlich nachgab, und die Projecte des Abbe Dübois genehmigte. Dieser Chavigny war aus Frankreich verwiesen worden, weil er den König öffentlich betrogen hatte. In Haag lernte ihn der Abbe Dübois kennen, und fand an ihm einen Mann, den er in seinen Intriguen gut brauchen konnte.

Ich will nicht behaupten, daß Spanien nicht hinlängliche Ursachen gehabt hätte mit dem Kaiser zu brechen, indem dieser ganz ohnfehlbar die Neutralität in Italien selbst zuerst aufgehoben haben würde. Nur hatte der Cardinal Alberoni den rechten Zeitpunkt darzu nicht gewählt. Er hätte entweder früher losbrechen, oder die Ausführung noch verschieben sollen. Alberoni beschloß den Krieg, weil ihm die Unterhandlungen verdächtig wurden, an denen man gegenwärtig ingeheim arbeitete, er mußte aber vernünftigerweise sich einen schlechten Erfolg desselben versprechen, so lange er nicht gewiß überzeugt war, daß wenigstens Frankreich dabey neutral bleiben würde. Ich meines Orts halte es für eine der Hauptursachen des so übereilt angefange-

nen Kriegs, daß Alberoni sich seinem Herrn damit gefällig zu machen geglaubt habe, denn obgleich dieser einen Krieg zu führen nicht selbst verstand, so hatte er doch stets kriegerische Gesinnungen und Neigungen: auch der Königin, seiner Gemahlin, glaubte der Cardinal damit einen Gefallen zu thun, die gerne Kronen für ihre Söhne gehabt hätte.

Dem allen aber ohngeachtet widersetzte sich das Departement der auswärtigen Affairen mit allem Eifer dem vom Abbe Dûbois eingeschickten Entwurfe der Friedensbedingungen zwischen dem Kaiser und Spanien. Man kann leicht erachten, wie thöricht, ausschweifend und schimpflich sie für Spanien waren, da man sie schlechterdings nicht abgeändert haben wollte.

Vergebens stellte man dem Herzoge von Orleans vor, er würde zum Kriege mit Spanien gezwungen werden, wenn er sich nicht selbst darzu entschlösse, die Engländer würden ihn auch wider seinen Willen darein verwickeln, weil er ihr Interesse beförderte; man sagte ihm dieses in Gegenwart der englischen Minister und des Grafen von Stanhope, der ausdrücklich deswegen nach Frankreich abgesandt worden war, den Herzog von Orleans und den Abbe Dûbois gegen die Widersprüche der treuen Diener des Königs zu unterstützen. Die Engländer ließen sich auf alle die Gründe, die ihnen vorgelegt wurden, nicht ein, wußten aber doch den Herzog von Orleans damit zu überreden, daß sie ihn

mit

mit einem Anschein von Aufrichtigkeit versicherten, der König, ihr Herr, sey eben so wenig zum Krieg wider Spanien geneigt, als er selbst.

Es war aber nicht genug, daß nur der Herzog von Orleans gewonnen war, man mußte auch die Einwilligung des Departements der auswärtigen Affairen noch haben; dieses aber stellte damals ein besonderes Gemählde vor, das nach seinen ächten und natürlichen Farben ausgemahlt zu werden verdient.

Der Marschall von Hüxelle war dessen Präsident, und die beysitzenden Räthe waren: der Erzbischof von Chambrai, Herr von Estrées, der Marquis von Canillac und der Graf von Chiverny; Pecquet war Secretär. Der Präsident sah den Absichten des Abbe Dübois auf den Grund, dem Erzbischoffe waren sie ebenfalls bekannt, und er hielt sie für unbedeutend, im Grunde aber sahe er ihre Folgen nicht ein. Der Herr von Chiverny war ein Anhänger des Hauses Orleans; der Freund des Abbe Dübois war er zwar nicht, er hätte aber um alles in der Welt nichts gethan, was dem Herzoge von Orleans zuwider gewesen wäre.

Der Marquis von Canillac war wider den Abbe Dübois persönlich eingenommen, und hielt ihn für den größten Feind seines Herrn. Und Pecquet, der blos das wahre Beste des Königs zum Augenmerke hatte, hielt alle Handlungen und Absichten des Abbes dem königlichen Interesse für nachtheilig.

Der erste Schritt, den der Marschall von Hüxelles that, war, daß er seine Einwilligung zur Quadrupleallianz nicht geben wollte. Er erklärte sich darüber frey gegen den Herzog von Orleans. Dabey blieb es aber nicht. Der Regent machte ihm alle mögliche Vorstellungen, denen allen er bündig begegnete und standhaft auf seiner Weigerung beharrete. Er konnte leicht einsehen, daß sobald er seine Einwilligung darzu gäbe, der Abbe Dübois thriumphiren und seine Privatabsichten durchsetzen würde. Wenn dahero der Marschall die Partey dieses ehrsüchtigen Mannes stürzen wollte, so war ihm in der That kein anderes Mittel darzu übrig, als daß er seine Präsidentenstelle in dem Departemente der auswärtigen Affairen niederlegte. Der Herzog von Orleans würde es nie gewagt haben, die Aufkündigung seiner Dienstbestellung anzunehmen, eher hätte er den Abbe Dübois und seinen geschmiedeten Friedenstractat aufgegeben, als daß er sich dem öffentlichen Vorwurf ausgesetzt hätte, die Dienstentfernung des Marschalls veranlasset zu haben, der damals noch in dem größten Ansehen stand.

Der Marschall entschloß sich auch wirklich darzu. Da er aber im königlichen Pallaste ankam, war er nicht im Stande dem Herzoge von Orleans ein Wort davon zu sagen. Er kam wieder nach Hause und nahm sich vor, das, was er mündlich vorzubringen nicht beherzt genug gewesen war, schriftlich vorzutragen. Der

Entwurf darzu wurde gemacht, dem er aber seine Bestellung nicht mit beylegte, sondern nur versicherte, daß seine Dienstaufsagung unabänderlich beschlossen sey.

Der Regent merkte, wo der Marschall hinaus wolle; seys aber, daß er denselben nicht wieder auf andere Gedanken zu bringen glaubte, oder daß er zeigen wollte, er könne ihn gar entbehren, oder rechnete er darauf, daß der Herr von Chiverny weniger Schwierigkeiten machen, und an des Präsidenten Stelle den Tractat vollziehen würde, genug er befahl eine Vollmacht zu dessen Vollziehung auszufertigen. Das geschah, und der Herr von Chiverny bekam den Auftrag, die Quadruplealliance im Namen des Königs zu vollziehen.

Inzwischen war doch der Herzog von Orleans über eine solche ungewöhnliche Staatshandlung nicht völlig beruhigt; er befürchtete den Widerstand des Marschalls, der von unangenehmen Folgen seyn, und der Quadruplealliance in ihrer Entstehung schon das Ansehen geben konnte, als ob sie nicht in der herkommlichen zu ihrer Gültigkeit nothwendigen Form ausgefertigt worden sey: überdies machte Chiverny viele Schwierigkeit sich darzu brauchen zu lassen, der Herzog nahm sich dahero vor, bey dem Marschall vorher noch einen Versuch zu machen. Er bediente sich hierzu des Herzogs von Antin und des Oberstallmeisters von Beringhen, als Unterhändler, welche auch die Frau von

Fariol noch auf ihre Seite brachten; er beredete den Herrn von Torcy, daß dieser die Niederträchtigkeit begieng gegen den Marschall zu behaupten, er hielte den Tractat für gut und nützlich, und durch ihre zudringlichen Ueberredungen und Thränen bewegten sie den Marschall, daß er endlich nachgab. Von diesem Tage an litte seine Reputation einen großen Stoß, sein Fall war so gut als gewiß, und alle Vorstellungen, die er nach der Zeit dem Herzoge von Orleans in andern Sachen that, setzten sein Ansehen nur immer weiter herunter, da der Herzog nunmehro überzeugt war, daß er künftig alles werde durchsetzen können, worinnen der Marschall nicht mit ihm einstimmig war.

Solchergestalt nun triumphirte der Abbe Dübois, die Engländer zeigten, daß sie über den Herzog von Orleans alles vermöchten, der Kaiser wurde an Macht und Ansehen größer und der König von Spanien wurde aufgeopfert, nicht dem Besten Frankreichs, nicht dem Vortheile Europas, sondern lediglich der stolzen Vergrößerungssucht eines Privatmannes, so daß es für die Ehre Frankreichs besser gewesen wäre, wenn er des Tages Licht nicht gesehen hätte.

Während dieser Vorgänge in Frankreich, setzte der König von Schweden, Carl XII., welcher der größte Monarch auf der Erde gewesen seyn würde, wenn er klügere und treuere Räthe gehabt hätte, nach seiner Zurückkunft von Bender nach Stralsund im Jahre

1715

1715, den Krieg wider den Czaar, und die Könige von England, Preußen und Dännemark fort, und sein widriges Waffenglück hatte ihn genöthiget, sich nach Schweden zurücke zu ziehen. Der König hatte zu Anfang des Jahres 1717 den Grafen von der Mark an ihn abgeordnet, und ihm weitläuftige Instructionspuncte mitgegeben, um den Frieden in Norden wieder herzustellen.

Der Plan darzu war so gemacht, daß zuförderst der König von Schweden mit dem Czaar ausgesöhnt werden sollte, damit er, nach hergestellter Ruhe auf Seiten Moscaus, seinen übrigen Feinden destomehr gewachsen seyn, und sie zu einem ehrenvollen Frieden nöthigen könne. Es wurden auch darüber auf der Insel Aland Conferenzen gehalten, die Intriguen der Engländer aber machten, daß sie sich fruchtlos zerschlugen, denn sie sahen wohl ein, daß wenn sie die Unterhandlungen des Abbé Dûbois nach ihren Absichten zum Abschluße gebracht haben würden, sie sodann mit größtem Vortheile für sie den Frieden in Norden würden herstellen können. Vielleicht würden auch die Engeländer, aller ihrer Bemühungen ohngeachtet, nicht so glücklich gewesen sein, den ihnen von uns zugedachten Streich von sich abzuwenden, wenn nur der König besser berathen gewesen wäre. So aber ist dieser Fürst von der Zeit an, da er sich durch die Rathschläge des Grafen Piper — den wir mit 100000 Rthl.

in unser Interesse hätten ziehen können — verleiten ließ, die Moscoviter in ihren dürren Wüsteneyen zu bekriegen, von einem Unglück ins andere hinein gerennet.

Der Cardinal Alberoni, welcher der Meynung war, daß eine dem Feinde gemachte Diversion, wenn sie in einer entfernten Gegend geschehe, die mächtigsten Wirkungen hervorbringen werde, rieth dem Könige von Schweden, er sollte den Krieg nach Norwegen spielen, sodann über die See gehen, im Norden von Engeland landen, daselbst die Anhänger des Prätendenten, und die im Geheim daselbst befindlichen Freunde Spaniens an sich ziehen, und in Engeland eine Generalrevolution erregen. Unter einem Anführer, wie Carl XII. war, hätte dies Project nicht fehlen können, und die Nachkommenschaft würde dies als eine der größten Unternehmungen angesehen haben, so die tiefste Politik nur je ausgedacht hat. Sollte aber dies geschehen, so mußte nothwendig alles mögliche angewendet werden, den Frieden mit dem Czaar abzuschließen. Und auf diesen Zweck arbeiteten auch die Departementer unserer Staatscollegien, vermutheten aber nicht, daß sie damit das vorseyende große Project nur selbst mehr beförderten.

Was dieses für eine Veränderung im Systeme der europäischen Höfe machte! Wir würden von den Ketten, die uns der Abbé Dubois schmiedete, befreyet, und Engeland von uns abhängend geblieben seyn; Spanien

Spanien würde dem Kaiser und dem Könige von England Gesetze vorgeschrieben haben; der König von Schweden würde eine respectable Macht, und im Stande geblieben seyn, das Gleichgewicht im Norden zu erhalten; das Churfürstenthum Hanover wäre äusserst geschwächt worden, und wenn wir uns ganz aus der Sache gehalten hätten, vielleicht hätten wir einen unserer legitimirten Prinzen auf den englischen Thron setzen können, wohin es Ludwig XIV. mit aller seiner großen Macht nicht hatte bringen können.

Das Gegentheil aber von allen dem bewirkte der Abschluß der Quadrupleálliance und deren Folgen, wie man weiter unten sehen wird. Vorjetzo kehren wir wieder nach Frankreich zurücke, wo uns neue Auftritte erwarten.

Neuntes Kapitel.

Vorfälle im Ministerium. Innere Affairen des Reichs. Bretagne.

Der Canzler Aguesseau genoß die Gnade des Herzogs von Orleans nicht lange. Im Jenner 1718 wurde ihm das Siegel abgenommen, *) und dem Herrn von Argen-

*) Bey des Canzlers d'Aguesseau Entlassung war der Herzog von Orleans in Gefahr blind zu werden, und der Canz-

Argenson gegeben, welcher zugleich die Administration der Finanzen erhielt.

Ueber diese Beförderung Argensons wunderte sich eben Niemand groß, ob sie gleich Jedermann in Verwunderung hätte setzen sollen. Einsichtsvolle Männer konnten nicht begreifen, wie es zugieng, daß ein Mann, der blos in Policeyangelegenheiten brauchbar war, zu einem so erhabenen Posten hatte gelangen können. Der einzige Umstand machte ihm Ehre, daß er ihn nicht gesucht hatte. Man vermuthete aber aus den Ursachen, die zu der Entlassung des Canzlers Gelegenheit gegeben hatten, es wäre die Wahl auf den Argenson hauptsächlich aus dem Grunde gefallen, weil man zu diesem Posten einen Mann suchte, der sich an keine Regel binde, und sich aus deren Ueberschreitung kein Bedenken mache.

Und Argenson war der Mann. Von den wichtigsten Vorschriften der Rechte hatte er nur eine mäßige Kenntniß, und von den Finanzen verstund er gar nichts. Er that, als wenn er sich ganz dem Staate aufopfern wollte, und erlaubte sich kaum die mindeste Erholung, die doch die größten Männer sich immer erlaubt haben. Er war in allen seinen Handlungen affec-

Canzler hatte nebst den Herzogen von Bourbon und Maine, und dem Cardinale von Noailles das Project gemacht, den Herzog von Orleans der Regentschaft zu entsetzen, wenn er wirklich das Gesicht verlieren sollte. A. d. U.

affectirt, ein wahrer Comödiant in den geringsten Kleinigkeiten. Er war unbiegsam gegen andere, und hart gegen sich selbst. Es währte aber nicht lange, so zeigte er sich in seiner wahren Gestalt, und in kurzem sah Jeder, was er für ein Mann war.

Dem Parlement gefiel weder er, noch die Art seiner Beförderung, und der Regente mußte sich seines ganzen Ansehens bedienen, daß man ihn als Großsiegelbewahrer anerkannte.

Er that es, und Argensons Bestallung wurde in einem in den Thuillerien gehaltenen Lit de Jůstice registrirt; denn nunmehro war die Einrichtung, dergleichen solenne Rathsversammlungen durch die Könige halten zu lassen, eine ganz gewöhnliche Sache worden, da sie doch sonst von unsern vorigen Königen nur in ganz besondern und für das ganze Reich wichtigen Angelegenheiten veranstaltet worden waren.

Die allgemeine Verwunderung über diese Ereigniß dauerte so lange, bis die Wahl des Herzogs von Bourbon zum Oberaufseher der Erziehung des Königs eine neue noch größere Verwunderung, als jene, erregte. Der Herzog war selbst schlecht erzogen, er besaß weder Kenntniße noch Wissenschaften, hatte keine Grundsätze, und seine Herzens- und Geistesfähigkeiten waren sehr beschränkt. Er hatte diesen vorzüglichen Posten nur aus dem Grunde zu erhalten sich Mühe gegeben, damit er einen beständigen Zutritt zu Ew.

Maje-

Majestät haben möchte, und der Herzog von Orleans, der ihm darzu verhalf, wollte damit dem Herzog von Maine wehe thun, mit dem er aufs neue unzufrieden zu seyn Ursache hatte, wollte an ihm einen Mann haben, der die Schritte und Reden des Marschalls von Villeroi ausspähete, und weil er den Herzog von Bourbon zu gut kennete, als daß er sich von ihm etwas Widriges zu befürchten gehabt hätte.

Inzwischen beunruhigten den Herzog von Orleans mehrere Staatssorgen: der König von Spanien wollte der Quadrupleallianz nicht beytreten, weil ihm der Cardinal Alberoni beständig davon abrieth; und man konnte dies nicht einmal von einem Prinzen erwarten, der alles zu vermeiden suchte, was seinen Entsagungen im Utrechter Frieden ein größeres Gewicht hätte geben können, und dessen Gemahlin die Hofnung und das Verlangen noch nicht aufgegeben hatte, die französische Krone wieder an sich zu bringen. Philipp V. aber, den vielleicht seine Abneigung gegen den Herzog von Orleans zu sehr beherrschte, oder das Beyspiel Philipp des II. der eine Ehre darein setzte, aus seinem Cabinete ganz Europa zu verwirren, sich zum Muster nahm, hatte in Frankreich, und besonders in Bretagne, einen geheimen Briefwechsel mit dem mißvergnügten Adel unterhalten, um damit dem Regenten Unruhen zu erwecken.

Ob nun wohl dergleichen Projecte überhaupt alle Aufmerksamkeit verdienen, so muß man doch sagen, daß das Gegenwärtige nicht einmal dem Anscheine nach eine Verschwörung würde bewirket haben, die man gar nicht zu befürchten hatte.

Die Hauptunternehmer dieser schlecht ausgedachten Intrigue waren nichts weniger fähig, als so ein Project auszuführen, und man muß sich wundern, wie der sonst so kluge Prinz von Cellamare dergleichen Leute darzu habe ausersehen können. Ein Bretagner vom Stande hatte sich recht thörichterweise damit eingelassen, denn Spanien war ohne Waffen, ohne Geld, ohne Magazine und ohne Generale. Diese Umstände machten, daß der größte Theil des Publicums zweifelte, ob das auch wirklich gegründet seyn möchte, was man Spanien Schuld gab, und mehrere glaubten, es wäre ein Kunstgrif vom Abbé Dübois, damit er die Rathschläge, die er seinem Herrn gab, vor den Augen des Publikums zu rechtfertigen suche.

Im Grunde wurde nach den im Monat September 1718 vorgefallenen Veränderungen in der Regierung, wo fast alle Rathscollegien wieder aufgehoben wurden, sein Einfluß in die Reichsaffairen uneingeschränkt. Man glaube aber ja nicht, daß der Herzog von Orleans diese Veränderungen aus einem andern Beweggrunde unternommen habe, als blos das Interesse des Abbé Dübois damit zu befördern. Sollte

dieser

dieser Staatssecretair werden, so mußte der Staatsrath, dessen Präsident der Marschall von Hûxelles war, nothwendig aufgehoben werden: hätte man aber diesen allein aufgehoben, so würde dies allzugroßes Aufsehen verursacht, und dem Abbé Dûbois mehr Schaden als Nutzen gebracht haben, indem er sein Ansehen damals noch nicht befestigt genug zu seyn glaubte, daß er ohne Rücksichten zu nehmen, alles hätte wagen dürfen.

Man muß aber, die Wahrheit zu gestehen, sagen, daß alle allgemeine Reichsaffairen, von dieser Zeit an, durch die Hände des Abbé Dûbois giengen, durch dessen Absichten und Leidenschaften alleine alle Angelegenheiten gelenkt wurden. Er war ein persönlicher Feind vom Cardinal Alberoni, dem er es nicht vergeben konnte, daß er den Anträgen, die er ihm durch den Marquis von Nacre hatte thun lassen, eine Standhaftigkeit entgegen setzte, durch welche seine Beförderung mit einemmale hätte vereitelt werden können, wenn das Ohngefehr ihm nach der Zeit nicht mehr zu statten gekommen wäre, als er es selbst hoffen konnte.

Dieser Feindschaft muß man es größtentheils zuschreiben, daß von der spanischen Verschwörung mehr Lärmen gemacht wurde, als sie es, wenn man so sagen darf, verdiente; alleine es war dies ein untrügliches Mittel den Herzog von Orleans dahin zu bringen, wohin man ihn haben wollte, nemlich mit Spanien zu brechen.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Spanien und Frankreich. Ursachen des Kriegs beyder Mächte. Verschwörung des Cellamare.

Der Cardinal Alberoni wollte sich, wie vor gesagt, durch keine Vorstellungen des Herrn von Nancre und Stanhopes auf andere Gedanken bringen lassen, er gab ihnen nicht nur zu erkennen, daß er dem Interesse seines Königs gerade entgegen handeln würde, wenn er den Londner Tractaten beytreten wollte, sondern fragte sogar den Herrn von Nancre: wie Frankreich es wagen könne, ein so ungerechtes und dem Staatsinteresse so offenbar entgegen laufendes Werk zu unternehmen? Der Herr von Nancre konnte sich nun zwar, nach der ihm beywohnenden Klugheit, nicht entbrechen, verschiedene Ursachen der französischen diesfalsigen Entschliessungen anzuführen, gedachte aber dabey des Herzogs von Orleans mit keinem Worte. Dies konnte nun der Abbe Dübois nicht verschmerzen, und von dem an wurde er sein Feind.

Spanien aber war nicht das einzige Reich, wo man unsere abscheuliche Politik herunter machte, die doch im Grunde nur die persönliche Politik des Abbe Dübois war. Man hatte den Herrn von Morville nach Holland geschickt, der daselbst die Generalstaaten

zum Beytritte der Tractaten bewegen sollte, darein man sie mit begriffen hatte, ohne jedoch eigentlich zu wissen, warum? Das Interesse der Republik gestattete aber diesen Beytritt nicht, die Holländer ließen sich darzu durchaus nicht überreden, und warfen noch dem französischen Abgesandten beständig vor, daß er dem Besten seines Vaterlandes mit seiner Negotiation gerade entgegen handele: sie sagten ihm ins Gesicht, daß sie nicht begreifen könnten, wie ein französischer Minister nach einer so ungewöhnlichen und sonderbaren Politik verfahre.

Der Abbe Dûbois wunderte sich, daß es ihm mit Holland nicht glücken wolle, die Ursache aber davon war: er konnte keinen Widerspruch vertragen. Er war darüber in wahrer Verlegenheit, denn er sah mit Ueberzeugung ein, daß dieser Widerstand ein Vorwurf sey, der ihn alleine treffen müßte. Dieser Widerstand gründete sich auf zwey Ursachen: die eine war, daß die Holländer anfiengen, die Vergrößerungen des Kaisers ungerne zu sehen; die andere aber, daß, wenn ein Krieg zwischen Frankreich, Spanien und England ausbräche, sie sich während der Zeit des spanischen Handels leicht würden bemächtigen können. Konnte nun wohl solchergestalt das persönliche Interesse des Abbe Dûbois das Uebergewicht bekommen, und der Sache den Ausschlag geben?

Seit

Seit Errichtung unserer Monarchie geschah es jetzt vielleicht zum erstenmal, daß man eine Partie ergrif, die Frankreich und dem ganzen Europa so offenbar schädlich war, daß alle die Mächte, die man darein mit verwickeln wollte, und selbst diejenigen, die gar keinen Vortheil dabey hatten, uns auf andere Gedanken zu bringen, uns bittere Vorwürfe darüber machten. Dies merkwürdige Beyspiel kann allen Ministern zur Lehre dienen, die mit der Behandlung der auswärtigen Affairen beladen sind. Es ist zwar überaus schwer, in politischen Angelegenheiten stets so zu handeln, daß man gar keinem Tadel und Widerspruch ausgesetzt wäre; es war aber doch auch Niemand als der Abbe Dubois im Stande, eine Sache zu unternehmen, die kein Mensch billigen konnte.

Dieser neuangehende Minister machte den ersten Versuch seiner Ministerialgewalt damit, daß er den Prinzen von Cellemare in Verhaft nehmen, und über die Gränze bringen ließ. Seine Schriften wurden versiegelt und durchgegangen. Man fand darinnen wirklich die Anzettelung einer Cabale in Frankreich, und die darinnen namentlich benenneten Anhänger derselben gaben Gelegenheit, daß der Herzog von Maine und seine Gemahlin arretirt, und der Cardinal von Polignac in seine Abtey zu Anchin verwiesen wurde. Alle aufgefundenen Briefe des Cardinals Alberoni waren voll bitterer Anmerkungen über die außerordent-

liche Schwachheit des Herzogs von Orleans, mit der er den Abbe begünstigte, und über die abscheulichen Eidschläge, die er ihm gab. Und hätte man nicht schon im Voraus gewußt, daß der König von Spanien über die Quadruplealliianz äußerst entrüstet sey, so würde man es aus diesen Briefschaften deutlich gesehen haben. Der Abbe Dúbois war darinnen mit den schwärzesten Farben abgemahlt. Das rührte ihn aber im mindesten nicht, er machte sich vielmehr ein Verdienst bey seinem Herrn daraus, und beyde rühmten sich noch damit. Man wird vielleicht zu wissen begierig seyn, ob denn die vorgenannten drey vornehmen Staatsgefangenen des ihnen Schuld gegebenen Verbrechens wirklich schuldig waren. Nein! sie waren es nicht. Einigen Leichtsinn konnte man ihnen vorwerfen, und es schien, als ob sie Neigung und Vorsatz gehabt hätten, den Herzog von Orleans aus Verdruß über die bisherigen Vorfälle in Unruhe zu setzen; weiter aber hätten sie sich nicht einlassen können, weil die Nothwendigkeit, eine schon beschlossene Kriegserklärung mit etwas zu bemänteln, es nothwendig machte, ohne fernern Aufschub damit ein Aufsehen zu erregen, das, wenn es länger verschoben worden wäre, nur Gelegenheit gegeben haben würde, der Sache auf den wahren Grund zu sehen.

Auch aus den übrigen damaligen Weltbegebenheiten kann man ersehen, unter welchem glücklichen Gestirne

stirne der Abbe Dübois gebohren war. Zur nemlichen Zeit erfuhr man den Tod des Königs in Schweden, der in Norwegen geblieben war. Was der Cardinal Alberoni an ihm verloren habe, kann man aus dem Vorhererzehlten leicht abnehmen. Auch die vielgeliebten Engländer des Abbe Dübois waren darüber nicht außer aller Sorge. Denn ob man gleich bey der Gefangennehmung des schwedischen Ministers Ghilemburgs in England hinter das vorerwähnte grose Geheimniß gekommen war, und seine Maasregeln dagegen genommen hatte, so war es doch nicht ganz unmöglich, daß der König von Schweden demohngeachtet eine glückliche Landung in England hätte thun können, wenn es der Tod dieses Prinzen nicht verhindert hätte.

Der König von Schweden war in seinem Leben dem König Gustav Adolph so nachahmend ähnlich gewesen, daß man auch jetzt das Gerüchte verbreitete, er wäre eines jenem ähnlichen Todes gestorben. Dem sey nun wie ihm wolle, genug der Abbe Dübois bezeugte darüber so eine ausgelassene Freude, daß sich Jedermann darüber ärgern mußte. Er hielt diese Ereigniß einem Siege gleich, den Frankreich erhalten hatte, und eine wirklich gewonnene Schlacht würde ihn kaum so sehr entzückt haben. Dieser Prinz, den der verstorbene König im Jahr 1715 in seine Allianz aufzunehmen würdigte, wurde bey dieser Gelegenheit

nicht anders behandelt, als wie wir etwa den Prinzen von Oranien nach seinem Tode behandeln würden. Hier zu Lande richtet sich das Publicum in seinem äußern Betragen und Bezeugungen größtentheils nach den Benehmungen der Minister; es gab daher nur wenige einsichtsvolle verständige Männer, die das Lächerliche davon einsahen. Und was würde es diesen auch geholfen haben, wenn sie es hätten bekannt machen wollen? Man würde sie nur für Schwachköpfe, die nichts von Politik verstünden, ausgeschrien haben.

Von dieser Zeitperiode an bekamen die nordischen Affairen eine Wendung, die unserm wahren Interesse völlig entgegen war; das war aber unsere eigene Schuld, und unsere allzugroße Gefälligkeit gegen England wird uns noch lange Zeit theuer zu stehen kommen, wie ich in der Folge zeigen werde.

Der Krieg wider Spanien wurde also im Jenner 1719 erklärt, und zugleich ein Manifest erlassen, das in Jedermanns Hände kam, aber Niemanden überzeugte. Es enthielt dieses zwar alle mögliche Motiven, die man nur zur Beschönigung einer bösen Sache anführen kann; Sachverständige aber sahen ohne viele Mühe ihren Ungrund ein, und Jedermann war überzeugt, daß die Absichten des Abbe Dûbois die alleinige wahre Entstehungsursache des Kriegs waren.

Die Wahl eines tüchtigen Generals machte dem Herzog am meisten zu schaffen, und ich zweifle, ob

sich unter der hohen Generalität einer würde entschlos-
s.n haben, seinen Degen wider den König von Spanien
zu ziehen, außer dem Herzog von Berwick, der sich
über alle Bedenklichkeiten hinweg setzte. Jedermann
zuckte die Achseln darüber, ohne daß es jedoch Jemand
groß in Verwunderung gesetzt hätte. Es war in der
That nichts geringes, an ihm einen Mann zu sehen,
der beträchtliche Wohlthaten vom Könige in Spanien
erhalten, und der jetzt noch einen Sohn an dessen Hofe
hatte. Die Hofnung aber, den Engländern, durch
diese dem Abbe Dubois, und durch diesen dem Herzoge
von Orleans sich gefällig zu machen, bewog ihn zum
Entschluße, das Commando über die Armee anzuneh-
men. Er hatte aber schlechten Vortheil davon, und
es gieng ihm, wie es allen geht, denen man für ihre ge-
leisteten Dienste, womit sie sich bey der Welt verächt-
lich gemacht haben, nicht einmal einigen Dank weiß.
Denn bekannt ist es, daß er dieser seiner Conduite we-
gen niemals zu einer öffentlichen Anstellung hat gelan-
gen können, zum Beyspiel beym geheimen Regierungs-
rathe, wo er für sein Leben gerne eine Stelle gehabt
hätte. Er hätte aber wissen sollen, daß er als ein
Fremder niemals darzu würde gelanget seyn, und daß,
wenn er auch wirklich eingerückt wäre, es doch immer
nur eine bloße Gnadenstelle gewesen seyn würde, so
sehr dies auch seinen Stolz gekränkt hätte.

Uebrigens ist diese Ausschließung von Aemtern eine überaus weise Einrichtung in Frankreich. Nicht deswegen, als ob ein Fremder einer Krone, der er seine Dienste widmet, nicht treu zu dienen im Stande wäre; alleine er thue was er wolle, so wird ihm doch immer ein Eindruck der vaterländischen Geburt oder ein Vorurtheil der Erziehung anhängen.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der innländischen Affairen. Ministerium. Abbe Dübois und Law. Fortgang des Kriegs mit Spanien.

Die im vorhergehenden Kapitel erwähnte Kriegserklärung verband den Abbe Dübois mit dem Law inniger als vorher, denn dieser machte, um die außerordentlichen Kriegskosten herbey zu schaffen, die jener nothwendig haben mußte, neue Finanzprojecte, und ließ sie den Herzog von Orleans genehmigen. Dies war das neue Finanzsystem, dessen wir oben erwähnt haben, und das Frankreich in einen Banquerot brachte, welcher das Jahr darauf ausbrach. Denn da, wie wir in der Folge zeigen werden, blos die ehrgeitzigen stolzen Absichten des Abbe Dübois den spanischen Krieg, der

der alle Triebräder jenes Systems anstrengte, veranlasseten, so wird man auch sehen, daß eben diese Ursache einzig und alleine dem Staate das Unglück zubereitet hat, in welches ihn Law mit seinen Projecten stürzte. Diese Freundschaft dauerte aber nur kurze Zeit, und nur so lange bis Law sein System in Gang gebracht hatte. Denn kurz darauf wurde der Abbe Dübois über Laws freyen Zutritt und Credit beym Herzoge von Orleans eifersüchtig, arbeitete an seinem Falle, legtè seinen Operationen eine Menge Hindernisse im Weg. Er wußte, daß die Uneinigkeiten des Parlements dem Herzoge unangenehm und lastend waren, bediente sich dahero dieses Mittels den Law zu stürzen. Dieser Abbe wollte, um sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen, in allen einzelnen Details der Geschäfte die Hand haben, ob es ihm gleich an den erforderlichen Fähigkeiten darzu fehlte, und daher kam es auch, daß er Premierminister seyn wollte, und er wurde es wirklich.

Law hatte inzwischen alles mögliche gethan, um sich bey dem Herzoge zu insinuiren, er hatte ihm 600000 Livres auf Actien in baarem Gelde gezahlt, dagegen ihm aber der Herzog die Scheine nicht aushändigte, die sich 1723 nach seinem Tode noch fanden und auf seine Erben kamen, so daß sich der Abbe solchergestalt noch 600000 Livres von den königlichen Geldern zueignete, ohne sich des schon in Händen habenden Werths

derselben zu entschütten. Die Sache mit ihrem rechten Namen zu nennen, war es ein Diebstahl, den man ihm aber allenfalls noch hätte vergeben können, wenn er dem Staate nur kein größeres Unglück zugefügt hätte.

Inzwischen war es damals eine leichte Sache für Frankreich, den Krieg an den spanischen Gränzen mit Vortheil zu führen; die spanischen Gränzfestungen waren in schlechtem Zustande, und ihre Besatzungen schwach, und obgleich Frankreichs Interesse es erforderte, einen Prinzen aus seinem königlichen Hause möglichst zu schonen, so mußte doch dem Abbe Dübois zu Gefallen ein Offensivkrieg geführt werden, den er blos in der Absicht angesponnen hatte, den König von Spanien zum Beytritt der Quadrupleallianz zu zwingen.

Dergleichen Kriege aber sind gewöhnlich nicht von langer Dauer. Die Spanier hatten keine Flotte; die Engländer dagegen waren mächtig zur See; der Kaiser hatte große Armeen, zog noch von uns zu unserer Schande Hülfsgelder, und war mit Geschütz und allen Arten von Kriegsmunition überflüssig versehen, und so mußte Spanien nothwendig unterliegen. Den Ausgang der Sache wird man weiter unten erfahren, gegenwärtig erwähne ich erst noch etwas von den nordischen Affairen.

Obgleich

Obgleich mit dem Tode Carls XII. das große Project im nordlichen England gescheitert war, so hätte Schweden demohngeachtet vor allen Dingen mit dem Czaar Friede machen sollen. Das war aber dem Könige von England nicht genehm. Man versprach den Schweden und dem Könige von Dänemark die eroberten Provinzen Niederdeutschlands, davon schon ein Theilungsplan entworfen war, zu verschaffen, rieth daher den Schweden, daß sie sich zuförderst mit Dänemark aussöhnen möchten, dann wolle man sich mit ihnen alliiren, und den Czaar zu einem vortheilhaften Frieden zwingen. Unglücklicherweise nahmen die Schweden diese Vorschläge an. Sie traten den Engländern, Dänen und Preußen eine ausschweifende Menge ihrer Eroberungen ab, wie jedermann bekannt ist, und behielten solchergestalt in Niederdeutschland nur einen kleinen Theil von Pommern, der kaum so groß ist, daß er eine Truppenlandung gestattet.

Der Ausgang bewies auch, wie trüglich Englands Handlungen und unsere Versprechungen gewesen waren. Die Engländer schickten zwar eine Flotte ins baltische Meer, gaben ihr aber die Ordre, der czaarischen auszuweichen und ihr kein Treffen zu liefern: kurz darauf gaben sie vor, das Parlement mache Einwendungen und wolle keine Kosten zu einem ihrem Commerz so nachtheiligen Kriege mehr hergeben. Hierauf riethen sie den Schweden, sie möchten sich mit dem

Czaar,

Czaar, der immer noch ihre Küsten und besonders ihre Bergwerke, aus denen sie ihre ansehnlichsten Revenüen ziehen, verwüstete, so gut sie konnten, vergleichen, und dieses kostete ihnen neue Länderabtretungen. So sah es in Norden aus, und so weit hatte es der Abbe Dübois mit seinen Operationen gebracht, daß Schweden, unser natürlicher Alliirter, äußerst geschwächt wurde, und wir in Norden keinen mächtigen Alliirten mehr hatten, auf den wir uns verlassen konnten. Wollte man auch künftig das verlorne Gleichgewicht wieder herstellen, so mußte man mit allen Mächten Niederdeutschlands einen neuen Krieg anfangen und Millionen aufopfern, um nur den Versuch zu machen, ob wir damit der einzigen Macht, die zu unserm Besten eine Diversion zu machen im Stande war, wieder aufhelfen könnten.

Man möchte vielleicht zu wissen verlangen, ob denn der Abbe Dübois nicht einsichtsvolle und gutgesinnte Männer zu Rath gezogen habe. Ja, er fragte sie, hörte sie an, und that, was er wollte. Sein Hauptgegenstand war immer sich nur den Engländern gefällig zu machen, und zwar nicht etwa aus Erkenntlichkeit für ihm geleistete Dienste, sondern blos, weil er, sie zu andern Absichten, die er noch zu erreichen gedachte, für unentbehrlich hielt.

Es ist nicht zu beschreiben, wie er sich gegen sie prostituirte. Alle Depeschen ließ er sie lesen, die größ-

ten

ten Staatsgeheimnisse entdeckte er ihnen, der treueste Diener des Königs wurde ihnen aufgeopfert, wenn er nicht englisch gesinnt war, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die Engländer damals in Frankreich viel mächtiger waren als selbst zu der Zeit, da sie einen großen Theil davon beherrschten.

Im Innern von Frankreich fiel damals eben nichts besonders merkwürdiges vor, man müßte denn den Tod der Herzogin von Berry dahin rechnen wollen. Diese Prinzessin hatte ein überaus unordentliches Leben geführt, und das Publikum war ihrer Aufführung wegen so wider sie eingenommen, daß es die Freundschaftsbezeugungen des Herzogs von Orleans gegen sie für eine strafbare Zuneigung hielt, deren bloser Gedanke jeden erschüttern muß, der da weiß, daß der Herzog ihr Vater und sie seine Tochter war.

Der merkliche Antheil, den diese Prinzessin an allen dem genommen hatte, was die Erhaltung ihres Gemahls bewirken konnte, läßt vermuthen, daß die beständigen Ausschweifungen der Tafel, worzu sie ihren Gemahl verführte, und die ihn auch ins Grab brachten, aus einer angebohrnen Neigung herkamen: es fehlte ihr nicht an Verstand, sie setzte sich aber über alle Pflichten und über allen Wohlstand hienaus. Selbst die Herzogin von Orleans und die verstorbene Mutter des Regenten konnten die Mine der Verächtlichkeit, die in ihrem Character lag, nicht ausstehen,

ob gleich die letztere wußte, daß sie als die Gemahlin eines Prinzen vom Geblüte den Rang über sie habe, wenn sie schon ihre Enkelin war. Dahero wurde sie auch von ihren eigenen Anverwandten nicht bedauert, noch weniger aber vom Publikum, welches zwar die hohe Geburt an jedem respectirt, aber doch nur denen Achtung und Ergebenheit bezeugt, die es durch gute Eigenschaften verdienen, und auf diese Art war das Publikum mit der Herzogin von Berry quitt.

In eben diesem Jahre wurde eine zweyte Tochter des Herzogs von Orleans zur Aebtissin von Chelles ernennet. Man kann eigentlich nicht sagen, was diese Prinzessin bewogen habe in den geistlichen Stand zu treten. War es Ueberdruß der Welt? Darzu hatte sie weder Ursache noch Veranlassung. War es Neigung zum geistlichen Stande? Diese hatte kein Mensch an ihr gewahr worden. So viel ich aus ihren Briefen und aus meinen Unterredungen mit ihr habe abnehmen können, sehe ich sie als eine Person an, die im geistlichen Stande eine Art der Regierung zu finden glaubte, die sie im weltlichen Stande nicht bekommen konnte: sie mochte außerdem auch wohl noch glauben, daß die Strenge der Klosterregeln bey einer Prinzessin von ihrem Range ihren Abfall litten; sie hat dahero stets als Aebtissin noch mit einer gewissen Art von Freyheit gelebt, die in vorigen Zeiten Prinzessinnen, die sich dem Kloster widmeten, sich nie erlaubten: und da natür=

natürlicher Weise jedermann andern gerne etwas von sich zu reden giebt, so hielt sie sich zur jansenistischen Partey, und war solchergestalt Aebtissin und Jansenistin zugleich. Ueberhaupt war das Publikum der Meinung, daß ihr Leben keine Denkwürdigkeiten zu ihrer Canonisation geliefert habe. Sie war eine Tochter des Regenten, und das ist alles.

Ich sagte oben, daß der Krieg mit Spanien von keiner langen Dauer gewesen sey; deswegen aber war er doch außerordentlich geldfressend für Frankreich, welches in dem einzigen Kriegsjahre 1719 mehr aufwendete, als dem verstorbenen Könige keiner seiner brillantesten Feldzüge gekostet hatte.

Das Glück der französischen Waffen war aber nicht hinlänglich, Spanien völlig für die diesseitigen Absichten geneigt zu machen, der Cardinal Alberoni mußte erst noch auf die Seite geschaft werden. Dieser Minister hatte große Eigenschaften, war aber seinem System allzueifrig anhängend und daher unglücklich. Dieses sein Betragen machte, daß man ihm leicht beykommen konnte. Denn erstlich hielte er seine Herrschaften in einem so engen Gefängnisähnlichem Zwange, daß dieses Joch Prinzen, die in die Unabhängigkeit, wenigstens in die anscheinende, den größten Ehrpunkt setzen, unerträglich fallen mußte. Zweytens konnte man ihn von einigen persönlichen Ausschweifungen nicht frey sprechen; und wenn der Cardinal Borgia,

Vor=

Vorsteher eines Frauenklosters zu Madrid, nicht so freundschaftlich und verschwiegen gewesen wåre, wůrde er der vertraute Gůnstling des Ministers nicht worden seyn.

Der Abbe Důbois ließ keine Gelegenheit vorbey, den Cardinal Alberoni bey seinem Kőnige anzuschwårzen. Er bediente sich darzu des kőniglichen Beichtvaters, Pater d' Aubentons. Dieser Geistliche hatte schon fůr seine Person Krånkungen von dem Cardinal erlitten, darůber er sich zu beschweren Ursache zu haben glaubte. Außer dem verfolgten den Cardinal beståndig eine Menge Franzosen, die ihn deswegen haßseten, weil sie sich von ihm Untersuchungen befůrchten mußten. Ueberhaupt aber und im Grunde besaß der Cardinal die Gnade seines Kőnigs nicht in dem vollen Maase, als der Abbe Důbois sich beredete. Der Kőnig von Spanien befolgte seine Rathschlåge aus Gewohnheit, keinesweges aber aus Ueberzeugung. Zur Zeit, da der Cardinal bey ihm in hőchstem Ansehen stand, unterhielt der Kőnig einen geheimen Briefwechsel mit dem Marquis Grimaldo, den der Cardinal gerne von den Geschåften entfernt håtte. Solchergestalt nun gelang es dem Pater d' Aubenton in kurzer Zeit, seine Absicht zu erreichen, und der Cardinal wurde mit den auffallendsten Zeichen der wohlverdienten kőniglichen Ungnade entlassen.

Im

Im Anfange des darauf folgenden Jahres trat der König von Spanien der Quadruplealliaņz völlig bey, und ließ durch seinen Minister im Haag einen Waffenstillstand unterzeichnen, darinnen er Sicilien zu räumen versprach, das wir solchergestalt dem Kaiser zuwenden konnten.

Im Anfange des Jahres 1720 erhielt der Abbe Dübois einen neuen Zuwachs an Ehrenstellen, denn er bekam das Erzbisthum Cambrai, das durch den Tod des Abbe von Estrées erledigt worden war. Sobald nur dieser verschieden war, gieng der Abbe Dübois zum Herzoge von Orleans, und wurde bey diesem von seinem ersten Cammerdiener und vertrautesten Spion eingeführt. Die Operntänzerin Emilie, welche bey dem Herzoge damals eben lag, war nun natürlicherweise keine Gesellschaft, in der man Erzbisthümer zu vergeben pflegt: und doch geschahe es bey diesem Besuche, daß der Herzog von Orleans den Abbe Dübois zum Erzbischof von Cambrai machte, und er nahm die schöne Emilie und ihre Reize zu Zeugen des erhaltenen Versprechens.

Diese unverdiente Gnade aber wurde für den Abbe eine Quelle großer Unruhen. Er wußte selbst mehr als zu wohl, daß er die canonischen Eigenschaften nicht besitze, die zu Erhaltung einer Prälatur erfordert werden. Um nun diesen Mangel zu ersetzen, mußte er ein Falsum zu Hülfe nehmen; es wurden nehmlich die Register der Universität Orleans herbey geschaft, man

suchte aus den frühern Jahren eine Blattseite auf, an deren Ende noch so viel Raum übrig war, daß noch eine Zeile eingeruckt werden konnte, und schrieb dahinein den Namen des Abbe Dübois unter die Doctoren dieser Universität, ohnerachtet er in seinem Leben nur ein einzigesmal durch Orleans gereiset war: er war aber jetzt ein so großer Mann, daß sich niemand unterstand, das Wahre von der Sache zu behaupten.

Das sind nun freylich eben nicht die heiligsten Wege für angehende Collegen der Apostel in ihrem geistlichen Amte, und es wäre unschicklich, alle die kurzweiligen Vorfälle zu erzehlen, die sich bey dieser Gelegenheit ereigneten, da man ihn erst unterrichten und lehren mußte, wie er eine Messe lesen und andere bischöfliche Functionen verrichten müsse. Der Prälat, so dem Bischof, der den Abbe weihte, dabey zur Hand gieng, wird seine niederträchtige Handlung noch lange Zeit beklagen.

Beynahe um eben diese Zeit ereignete sich ein anderer merkwürdiger Vorgang, es war Laws Entweichung aus dem Reiche. Er hatte das beruffene Edict vom Monat May veranlasset, worinnen die Staats-Billets auf die Hälfte ihres eigentlichen Werths herabgesetzt wurden. Es entstand aber darüber ein allgemeines Wehklagen, und die Unzufriedenheit stieg so hoch, daß man zwey Tage darauf das Edict durch ein anderes zu widerrufen genöthigt war.

Der

Der erste Schritt taugte im Grunde nichts, der andere aber war, wie man gerade sagen muß, abscheulich. Aus dem ersten sah jedermann, daß die Regierung in Noth sey; aus dem andern aber lernte das Publikum, wie wenig es sich auf die Operationen der Regentschaft verlassen könne.

In der Rathsversammlung, die über diese Sache gehalten wurde, widersetzte sich der Herzog von Orleans dem zweyten Edicte aus allen Kräften; der Herzog von Bourbon aber, der durchs erste Edict den größten Verlust unter allen erlitten haben würde, setzte ihm so stark zu, daß er endlich nachgeben mußte. Es gieng so weit, daß der Regent und der Herzog durch den heftigsten Wortwechsel an einander geriethen, und der Marschall von Villeroy, der Laws geschworner Feind war, aufs eifrigste die Partey des Herzogs von Bourbon nahm.

Wäre der König damals älter und im Stande gewesen, die Sache näher einzusehen, er würde diese ärgerlichen Zänkereyen nie vergessen, und in den folgenden Zeiten deren sich noch erinnert haben, um daraus abzunehmen, wie unglücklich ein König mit seinen Unterthanen sey, wenn er von Prinzen geleitet wird, deren jeder sich einen Ehr- und Gewissenspunct daraus machet, den Vorwurf von sich abzulehnen, daß er an einer Operation, welche das Publikum in der

Folge mißbilliget, Antheil gehabt habe, ob gleich beyde vorhero sie genehmigt und befördert haben.

Law fühlte den Schlag, der ihn traf, und klagte ihn dem Herzoge von Orleans, dieser aber wies ihn mit der Ausrede ab: er habe es nicht anders machen können. Kurz darauf setzte man diesem Prinzen sehr zu, er möchte dem Law alle seine Bedienungen nehmen und ihn in die Bastille setzen lassen; darzu wollte sich aber der Regent nicht verstehen, sondern folgte dem Vorschlage des Kriegsminister Leblancs, der Laws Freund war, und gab ihm einen Offizier mit einer Garde von Schweitzern zum Hausarrest. Leblanc bekam den Auftrag, diese Neuigkeit dem Law zu hinterbringen.

Da der Herzog von Antin, der eben damals in Laws Vorzimmer war, und von dem, was so eben vorgieng, einigen Wink haben mochte, die Anmeldung Leblancs hörte, begab er sich in den Garten, und von da nach Hause, ohne den Law gesehen zu haben, über den er sich nun mit allerley spöttischen und scherzhaften Ausdrücken lustig machte. Das war der erste Vorfall, aus dem Law die Hofleute kennen lernen konnte, denn der Herzog von Antin war einer der eifrigsten Anhänger, die ihm den Hof machten, ob schon nicht der einzige von denen, die sich früh und spat in Laws Vorzimmer finden ließen, um sich Geldbegnadigungen von ihm auszubitten.

Law erhielt inzwischen während seines Arrests die Erlaubnis, dem Herzoge von Orleans aufzuwarten, da er aber im Palais = Royal erschien, wurde er nicht vorgelassen, und der Herzog, der eben den Herrn von Canillac und andere Feinde Laws bey sich hatte, ließ ihm sagen: er könne ihn nicht sprechen. Es war aber doch dem Herzoge daran gelegen, daß Law möglichst geschonet und nicht hart behandelt würde, dahero bewürkte er ihm nach Verlauf einiger Tage die Erlaubnis, sich aus dem Königreiche zu begeben. So geheim dies aber auch veranstaltet wurde, machte es doch Aufsehen genug, daß jedermann daraus sehen konnte, es sey dies ein Werk des Herzogs. Bey dieser Gelegenheit wurde der Herr von Houssage Generalcontroleur der Finanzen, von denen er nicht einmal die ersten Anfangsgründe verstand.

Law war weder ein Betrüger noch ein Feind des Staats, was auch andere dagegen einwenden mögen, die sein Herkommen vorschützen und behaupten wollen, es hätten uns die Engländer ihn zugeschickt, daß er das vollenden solle, was der Krieg nicht habe bewirken können. Es war aber blos ein unternehmender Mann, der sich bey dem Prinzen und dem Volke durch brillante Unternehmungen auszeichnen wollte. Seine Regierung aber war von kurzer Dauer, und scheinet, ob er nur deswegen von einem Privatmanne so schnell zu einem so hohen Posten gestiegen sey, um der Nachkom-

menschaft ein Beyspiel aufzustellen, wie unbeständig das Glück der Reichthümer und Ehrenstellen sey, worzu einen die übertriebenen Einfälle einer lebhaften Einbildungskraft erhoben haben.

Natürlich war es, daß auf Laws Fall die Wiederaussöhnung mit dem Parlemente erfolgen mußte. Der erste Schritt darzu war die Zurückberufung des Canzlers d'Aguessau, der aber wohl gethan hätte, wenn er auf seinem Guthe Fresne, wohin er verwiesen worden war, geblieben wäre, denn eben die Ursachen, die seine Verweisung veranlasseten, waren noch immer vorhanden. Der Erzbischof von Cambrai wollte sich aber seiner Person nur zum Instrumente bedienen, um damit die Zurückkunft des Parlements zu befördern; denn für seine Person war er dem Canzler nicht gewogen, weil er wußte, daß er dem römischen Hofe verdächtig war, dem er sich gefällig zu machen suchte, und das konnte auch dem Canzler nicht unbekannt seyn. Er mußte ihm dahero schmeicheln, um ihn desto sicherer zu hintergehen. Er ließ ihm also die Vorstellung machen, daß man ihm die Ehre zugedacht habe, der Vermittler des Königs von Spanien und des Parlements zu werden: man steckte sich übrigens hinter seine Frau, die ihm zureden mußte, denn man wußte, daß sie über ihren Aufenthalt in Fresne beynahe in Verzweiflung war, den sie als eine verlorne Zeit ansah an dem Glücke ihrer Kinder zu arbeiten. Dies Project hatte der Erz-

bischof

bischof von Cambrai ausgedacht, und es gelang zur großen Satisfaction des Hofs, und zur größten Verwunderung des Publikums, welches den Canzler für klüger gehalten und nicht geglaubt hätte, daß er wirklich wieder zurücke kommen würde, denn man konnte gewiß voraussehen, daß sobald die Aussöhnung mit dem Parlemente geschehen wäre, sich leicht eine Gelegenheit zu seiner abermaligen Verweisung finden werde, sobald er gewissen Leuten im Wege seyn würde. Das Parlement kam nun im December-Monat wieder nach Paris, und der Canzler erlebte das Schicksal, das er leicht hätte voraus sehen können.

Inzwischen schien der blose Beytritt des Königs in Spanien zu der Quadruplealliance, dessen ich oben erwähnt habe, dem Regenten noch nicht ehrenvoll genug zu seyn: er wünschte sich eine mehr ausgezeichnete Aussöhnung, und arbeitete daran. Spanien war zwar mit dem Herzoge von Orleans sehr unzufrieden, auf England aber ungleich mehr erbittert, denn die Engländer hatten die spanische Flotte im mitländischen Meere verbrannt, und ihre Magazine im Canale ruinirt. Die Versicherung unserer Seits, daß wir Spanien den Besitz von Gibraltar wieder verschaffen wollten, war das Einzige, was es von uns verlangte, wenn es mit Frankreich alleine in Unterhandlung treten sollte.

Solchergestalt nun entstand eine doppelte Negociation, die eine in Spanien, davon die Engländer nichts wußten, und die andere in England, welche zur Absicht hatte die Engländer geneigt zu machen, von der Wiederabtretung Gibraltars sprechen zu hören, ohne sie jedoch etwas von den separaten spanischen Unterhandlungen wissen zu lassen. Das besondere persönliche Interesse, so der Regent, vorzüglich aber der Erzbischof von Cambrai, hatten, sich mit Spanien ganz auszusöhnen, war die Triebfeder dieser Geheimhaltung für England: und dies ist eine wichtige Anecdote, die nothwendig umständlicher erzehlt werden muß.

Der Abbe Dûbois hatte sich gleich vom Anfange seiner Ministerschaft an vorgesetzt, Cardinal zu werden, eine Leidenschaft, die schon Mehrern den Kopf schwindelnd gemacht hat. Um nun darzu zu gelangen, gab es drey Wege, davon er einen einschlagen mußte. Er mußte nehmlich 1) entweder vom Könige oder von einem andern auswärtigen Regenten darzu vorgeschlagen werden, und das konnte der Abbe Dûbois, ein Mann von geringem Herkommen, der sich blos durch heimliche Schelmenstreiche bekannt gemacht und ans Bret gebracht hatte, in dieser Lage nicht erwarten; oder er mußte 2) eine päbstliche Creatur seyn, um zu dieser Würde zu gelangen, und dies konnte er nicht seyn, da er ein Franzose war und solchergestalt Frankreich nicht Böses genug zufügen konnte, um für einen

wah=

wahren Anhänger des ultramontanischen Systems gehalten zu werden; oder aber er mußte 3) die Mächte, so das Recht haben Cardinäle zu ernennen, dahin zu bringen suchen, daß sie, wenn er auf des Herzogs von Orleans Empfehlung den rothen Huth erhielt, dafür keine Vergeltung verlangten. Und diesen letzten Weg ergrif der Abbe. Er hatte zur Abtretung Siciliens die Hand nicht geboten, sondern es nur unter der Bedingung dem Kaiser vorzubehalten versprochen, wenn er von Rom des Cardinalhuts wegen keine Entschädigung verlangen würde, und aus diesem Grunde hatte er den Krieg wider Spanien angezettelt. Es fehlte ihm nur noch das nemliche Versprechen vom Madrider Hofe, und daher eilte er so sehr mit Spanien wieder Friede zu machen. Aus diesem einzigen Characterzuge kann man sehen, wie weit der Ehrgeitz einen Menschen bringen kann, wenn er nicht durch eine vernünftige Denkungsart gemäßiget wird.

Den Engeländern selbst war viel daran gelegen, sich mit Spanien wieder auszusöhnen, daß sie keinen Anstand fanden, dem Herzoge von Orleans die Abtretung Gibraltars förmlich zu versprechen. Man berichtete dieses Versprechen nach Spanien, und beförderte damit die Friedensunterhandlungen nicht wenig, so daß im May 1721 ein Allianztractat zwischen uns und dieser Krone geschlossen wurde, indem wir uns anheischig

schig machten, die Abtretung Gibraltars bey den Engeländern auszuwirken.

Damit nun diese zur Genehmigung dessen bewogen, unsre geheimen Verhandlungen mit Spanien aber nicht entdeckt werden möchten, theilte man ihnen die dahin abzielenden Artickel aus dem mit Spanien errichteten Bündniße, aber doch in einem so undeutlichen und zweydeutigen Auszuge mit, daß sie die Abtretung Gibraltars willig annahmen. Nunmehro verlangte Spanien, noch vor der Unterzeichnung des Friedens, Gibraltar officiel zurücke, und der Herzog von Orleans drang auf die Erfüllung des ihm gethanen Versprechens, alleine die Engeländer machten Ausflüchte, und gaben vor, sie hätten die Herausgabe von Gibraltar so bestimmt nicht versprochen, als es vielleicht der französische Geschäftsträger Destouches berichtet haben möchte.

Ueber diesen Betrug wurde der Herzog von Orleans äußerst aufgebracht, der Erzbischof von Cambrai aber beruhigte ihn wieder, und suchte die Engeländer bey ihm möglichst zu entschuldigen. Der verstorbene König von Engeland hatte in einem seiner Briefe gesagt, er wolle die erste günstige Gelegenheit benutzen, von dem Parlemente die Einwilligung zur Abtretung Gibraltars zu erhalten, und mit diesem Briefe brachte man den König von Spanien dahin, daß er den Friedenstractat mit Engeland unterzeichnete. Dieses zwey-

deutige

deutige Verfahren der Engeländer legte den Grund zu allen den darauf folgenden Ereignißen.

Vermittelst dieses Friedenstractats und unserer eingegangenen Verbindlichkeit, das Interesse Spaniens auf dem bevorstehenden Congresse zu unterstützen, hatte der nach dem Cardinalshute unaufhörlich strebende Erzbischof von Cambrai von Philipp dem V. das nemliche Versprechen ausgewirket, das ihm der Kaiser auch schon gegeben hatte. Nun fehlte es ihm nur noch an der Gelegenheit, diese Versprechungen geltend zu machen. Schon bey Lebzeiten Clemens des XI. hatte er alles in Bewegung gesetzt, was nur irgends zu Erreichung seiner Absicht beförderlich seyn konnte, er hatte sich aller möglichen Schleichwege bedienet, und das Geschäfte durch den Pater Laffidau betreiben lassen, der zur Belohnung für dieses verdienstliche Werk Bischof zu Sisteren worden ist. Es ist nicht zu sagen, wie thätig der Erzbischof von Cambrai damals die Bulle Unigenitus vertheidigte, um die er sich im Grunde im mindesten nicht bekümmerte, mit welchem frommen Eifer er die Jansenisten verfolgte, und welche Anhänglichkeit und Ergebenheit er gegen den römischen Hof blicken ließ. Ich zweifle aber doch, ob Clemens XI. sehr würde geeilet haben, dem Erzbischoffe die so sehnlich gewünschte Würde zu ertheilen, ohnerachtet der Herzog von Orleans die rührendsten Briefe deswegen nach Rom schrieb, darinnen er den Erzbischof so erhob,

hob, als wenn er einer der Kirchväter, und ein wirkliches Licht der Kirche wäre. Glücklicherweise starb Clemens XI. im März 1721.

Das Conclave steht heutiges Tags nicht mehr unter der unmittelbaren Leitung des heiligen Geistes, sondern ist ein wahres Theater der Intrigue. Bey dem jetzt gehaltenen faßten die Cardinäle den Schluß, den Cardinal Conti zum Pabst zu machen, und jeder derselben handelte sich dabey etwas ein. Unsere Stimme für Frankreich würde er sicher nicht erhalten haben, wenn er nicht dem Erzbischof von Cambrai den rothen Hut versprochen hätte. Er gab ihm also dies Versprechen, und wurde Pabst. Man kann inzwischen nicht sagen, daß er der päbstlichen Krone nicht würdig gewesen wäre. Er stammte von einer illüstern römischen Familie ab, hatte eine edle und eines Regenten würdige Gedenkungsart, war groß an Verstand und Herzen, und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß er den heiligen Stuhl länger möchte besessen haben. Ob er gleich keine genaue persönliche Kenntniß von den europäischen Höfen hatte, so würde er doch ohnfehlbar ihre Systeme respectirt, und sich keine ihnen unangenehme Schritte erlaubt haben, besonders gegen Frankreich. Und das ist immer ein Umstand von Wichtigkeit. Am 21. Julius 1721 ernennete er den Erzbischof von Cambrai zum Cardinal.

Der

Der Character des neuen Cardinals ist im Vorhergehenden so ausgezeichnet worden, daß ich jetzt nicht nöthig habe, ausdrücklich zu sagen, seine Freude darüber sey ausschweifend gewesen. Die Cardinalswürde brachte ihn nun der Premierministerstelle näher, die er sich wünschte, und die seiner Eitelkeit schmeichelte, die er in großem Maaße besaß. Bey Gelegenheit des Empfangs des türkischen Ambassadeurs in Frankreich, gab er mehr als ein Beyspiel davon. Er wollte dabey den Großvezier vorstellen, und machte sich eine schmeichelhafte Aussicht auf die Zukunft darüber; beobachtete dahero in dieser Function all das äußere Prunkgepränge, das großen Herren ohne Verstellung so natürlich ist.

Der Tod des Chamillart, des Desmarets, des d'Argenson und des Cardinals von Mailly, der sich um diese Zeit ereignete, sind Vorfälle, welche in diese Denkwürdigkeiten eigentlich nicht gehören. Ich will dahero von dem Cardinalbischofe von Reims, Mailly, nur mit wenigem erwähnen, daß er den ultramontanischen Grundsätzen völlig ergeben war, und diese Gesinnung war es alleine, die ihm ohne Vorwissen und Einwilligung des Königs die Ehre der Cardinalswürde in Rom erwarb.

Es ist allemal eine Pflichtvergessenheit, wenn ein Unterthan ohne Genehmigung seines Herrn sich um eine auswärtige Würde bewirbt, noch weniger kann er,

ohne

ohne dessen Einwilligung, den Titul und Namen dieser Würde annehmen, oder sie wirklich ausüben. Dahero wurde auch, auf die erste erhaltene Nachricht davon, ein Herr vom Stande nach Reims geschickt, der dem Cardinal verbieten mußte, sich dieser Würde in Frankreich zu bedienen. Man that aber diesen Schritt mit aller nur möglichen Schonung, weil es eine Sache betraf, die von dem königlichen Ansehen alleine nicht abhieng. Es wäre zu wünschen, daß man standhaft dabey geblieben wäre. Es geschahen aber Vorstellungen, welche die Sache abänderten, und einen neuen Beweiß gaben, daß die wandelbaren Gesinnungen des Herzogs von Orleans sich über alles, was Regul und gute Ordnung heißt, hinaussetzten. Wahr ist es, daß der Cardinal von Mailly niemals in Ansehen und Credit kam, das machte aber mehr sein persönlicher Character, als das Unregelmäßige seines Betragens bey der Annahme seines Cardinalhuts.

Die Ernennung des Herzogs von Saint-Simon zu einer Gesandtschaft nach Spanien betraf einen Vorfall, welcher ein überaus großes Aufsehen machte, den ich dahero nach der Wahrheit in sein völliges Licht setzen muß. Es war die doppelte Vermählung mit dem spanischen Hofe, die so wichtige Folgen nach sich zog.

Zwölf-

Zwölftes Kapitel.

Intriguen, welche das erste Project zur Vermählung des Königs mit der spanischen Infantin veranlasseten.

Viele Menschen stehen in dem Irrthum, daß sie glauben, diese Vermählung wäre ein Werk der Politik des Herzogs von Orleans und des Erzbischofs von Cambrai gewesen. Dieser letztere eignete sich zwar, aus Verleitung seines Ehrstolzes, die Ehre davon zu, da er aber die Gabe der Vorsichtigkeit nicht besaß, so überlegte er nicht, wie sehr er damit die Reputation seines Herrn schmälerte, und das verursachte, daß das Publicum folgendergestalt von der Sache urtheilte.

Vorzüglich — sagte man — bezielt der Herzog von Orleans die Ehre, eine seiner Töchter mit dem spanischen Kronerben zu vermählen; dann läßt er den König eine Prinzessin heyrathen, die ungleich jünger ist, als er selbst, nnd die wenigstens in zwölf Jahren dem Könige noch keine Kinder geben kann: während der Zeit können, zur Begünstigung der Absichten des Herzogs und seiner Anwartschaft auf die Krone, eine Menge Zufälle sich ereignen, und Krankheiten, Jagden oder andere Vorfälle können den Tod des Königs befördern; dahero hat der Herzog, — so folgerte man, — einen feinen politischen Streich ausgedacht,

da er diese doppelte Vermählung zu Stande zu bringen suchte.

Dies Volksurtheil war höchst wahrscheinlich, man hielt es daher wirklich für wahr, und ist jetzo noch immer in diesem Irrthume. Zu leugnen ist es zwar nicht, daß diese Begebenheit dem Prinzen von Orleans nothwendig sehr erwünscht gewesen seyn müsse: Alleine so viel er auch öfters wagte, so würde er es doch nie gewagt haben, eine solche wichtige Staatshandlung zu unternehmen, wenn er auch den Einfall davon gehabt hätte.

Der Herzog von Orleans strebte, wie ich schon gesagt habe, nach Ehre, seine Ehrsucht aber war schon hinlänglich befriedigt, da er unumschränkter Beherrscher von Frankreich worden war, und Jedermann sich unter seine Regentschaft beugte. Hätte uns ein widriges Schicksal den König hinweg genommen, so würde der Herzog von Orleans seine Rechte zur Thronfolge ohnfehlbar mehr als jeder andere behauptet haben: Es lag aber nicht in seinem Character, zukünftige mögliche Ereigniße im Voraus zu beabsichtigen, und sie zu seinem Vortheile einzuleiten. Oft hörte man ihn bey ganz unverdächtigen Gelegenheiten sagen: das größte Glück, so ihm widerfahren könne, sey, wenn der König am Leben bliebe.

So ist es auch ferner wider die Wahrheit, daß er durch den Pater d'Aubenton Anträge zu dieser Ver-

mählung

mählung habe thun lassen. Wenn man aber alle die Absichten, die man dem Herzoge von Orleans zur Last legt, auf Rechnung der Königin von Spanien schreibt, so hat man das Wahre von der Sache entdeckt.

Diese Prinzessin konnte den Gedanken nicht aufgeben, einst noch Regentin von Frankreich zu werden, und alles, was ihrer diesfalsigen Hofnung schmeichelte, wurde mit allem Eifer von ihr betrieben. Sie gieng hierinnen bisweilen bis zur Affectation. So hatte sie sich, zum Beyspiel, das Schloß zu Versailles und andere königliche Palais von innen und außen aufs genaueste beschreiben lassen. Man giebt sich aber doch wahrhaftig mit solchen Kleinigkeiten nicht ab, wenn man nicht ein besonderes Interesse dabey hat. Ich gebe diese Anmerkung nicht als einen Beweiß der Sache selbst, sie kann aber solche doch bey denen, die das Gegentheil glauben, zur höchsten Wahrscheinlichkeit werden.

Die Königin von Spanien war es also, die Ew. Majestät außer Stand setzen wollte, entweder gar keine, oder doch eine sehr späte Nachkommenschaft zu bekommen, und würde es immer ungerne gesehen haben, wenn ihre Tochter eine königliche Mutter geworden wäre. Sie war es auch, die aus eigener Bewegung dem Herzoge von Orleans beyde Vermählungen antragen ließ. Wer hieran noch zweifeln kann, darf nur den Character der Königin von Spanien kennen ler-

nen, und er wird sich augenblicklich davon überzeugt finden.

Man stelle sich die unbeschreibliche Verwunderung vor, in die der Herzog von Orleans über diesen Antrag gerieth: er wurde damit auf einmal überraschet, ohne daß nur das geringste vorhergegangen wäre, daraus man ihn hätte vermuthen können. Er gieng darüber mit seinen Vertrauten zu Rathe, aber nur so viel es der Cardinal Dübois, seiner Absicht gemäß, gestatte-te. Man zog das ungleiche Alter beyder königlichen Personen in Erwägung, und sah ein, daß keine Nothwendigkeit da sey, den König so frühzeitig und voreilig zu vermählen; beschloß aber doch die angetragenen Heyrathen, und machte nur, blos des Wohlstands wegen, die einzige Bedingung, daß Ew. Majestät wegen der König von Spanien die Anwerbung des Prinzen von Asturien um Mademoiselle Montpensier bis auf einige Tage nach der königlichen Anwerbung verschieben möchte: und das geschah.

Natürlicherweise machte dies dem Herzoge von Orleans ausnehmende Freude: denn erstlich brachte es seinem Hause Ehre; zweytens war es ihm in Ansehung der Verbindung Spaniens und Frankreichs wichtig, daß er mit der spanischen Linie des Hauses Bourbon in eine nähere, auf die Blutsfreundschaft gegründete Vertraulichkeit kommen sollte; und zur dritten, wenn ich so sagen darf, politischen Ursache, — die ihn aber

der

der Cardinal Dubois einsehen zu lassen verhinderte, hätte man noch angeben können, daß dadurch das Uebergewicht der Engeländer über uns vermindert worden seyn würde.

Sobald nun die spanischen Vorschläge angenommen worden waren, mußte diese Vermählungssache des Königs im Reichsrathe entschieden werden, und darzu war zur Ehre des Herzogs unumgänglich erforderlich, daß alle Stimmen durchgehends beyfällig ausfielen. Der Abbe Dubois ließ daher zwey bis drey Abstimmungsaufsätze entwerfen, die der Herr von Torcy und der Marschall von Hürelle ablegen, und damit den übrigen Räthen den Ton zur Nachfolge angeben sollten. Jeder von diesen sagte seine ihm aufgegebene Lection ohne Anstoß auf, und so gieng die Sache nach der Regel durch. Denn obgleich der Herzog von Orleans für seine Person wider die ihm bey dieser Angelegenheit zuwachsende Ehre nichts einzuwenden hatte, so mußte er doch immer noch Widersprüche vom Staatsrathe erwarten; und das wäre für ihn eine unangenehme Sache gewesen, denn diese Vermählungsgeschichte war schon in ganz Frankreich bekannt worden, und die Vermählung der Mademoiselle von Montpensier hätte wieder rückgängig werden können, welches zu vielen verkleinerlichen Gerede und Urtheilen Anlaß gegeben haben würde.

Daß es aber der Herzog von Orleans sogleich zu einem förmlichen Vermählungstractat kommen ließ, und seine Einwilligung darzu gab, daß die Infantin jetzt schon nach Frankreich gebracht wurde, war im Grunde nicht wohl gethan. Man hätte, wie es im Jahre 1659 geschah, in einer blosen Eheberedung die Verlobung verabreden, die Vermählung aber so lange aufschieben können, bis beyde Verlobte die gehörigen Jahre erreicht haben würden. Eine dergestaltige Verabredung hätte mit weniger Aufsehen wieder aufgehoben werden können. Ueberdies konnte der beständige Aufenthalt der Infantin in Frankreich Ew. Majestät keine Liebe gegen sie einflößen, sondern mußte vielmehr das Gegentheil bewirken. So etwas war ganz unvermeidlich, denn bey Kindern von so ungleichen Jahren kann man nicht erwarten, daß das ältere gegen das jüngere eine zärtliche Neigung bekomme: und für Ew. Majestät würde es überaus unangenehm gewesen seyn, wenn Sie alt genug, sich zu vermählen, erst noch so lange hätten warten sollen, bis die Prinzessin die zu ihrer Vermählung erforderlichen canonischen Jahre erreicht haben würde, und vielleicht noch länger; denn diese war damals noch gar zu jung, besaß wenig persönliche Reitze, und war außerdem von schwächlicher Gesundheit.

Wundern mußte man sich, daß die Wahl des zu diesem Geschäfte bestimmten außerordentlichen Abgesand-

sandtens auf den Herzog von Saint=Simon fiel, der ein abgesagter Feind vom Cardinal Dûbois, und ihm bey allen Gelegenheiten zuwider war, auch bey dem Herzoge von Orleans selbst nicht so gut angeschrieben war, als er sich es vielleicht einbilden mochte. Einsmals hatte er dem Regenten hinterbracht, der Cardinal Dûbois habe die Absicht, die Premierministerstelle an sich zu bringen, und dann werde er, wenn er es seyn würde, dem Herzoge Gesetze vorschreiben. Der erste Theil dieses Vortrags war wahr, und der zweyte würde es mit der Zeit ohnfehlbar auch worden seyn, wenn die göttliche Vorsicht es nicht anders geordnet hätte. Der Herzog hatte diese ihm gemachte vertrauliche Aeußerung dem Cardinale wieder gesagt, und dieser war darüber nicht wenig aufgebracht. Er trug dahero dem Herzoge von Saint=Simon die vorgedachte Gesandtschaft auf, um ihn eines Theils zu entfernen, andern Theils aber ihn damit auf seine Seite zu bringen, wenn er ihm Gelegenheit machte, Würden und Ehrenstellen zu erlangen, womit der König von Spanien auch seine Familie wirklich begnadigte, und zwar zu einer Zeit, da es nach seiner eigenen Ueberzeugung beynahe ohnmöglich war, für sich selbst Sitz und Stimme im Reichsrathe zu erhalten. Ueberdieß hätte man keinen Gesandten von höherer Geburt und größern Talenten wählen können, als ihn. Der Herzog von Saint=Simon hatte großen Verstand, dabey aber

auch so große Eigenheiten, daß ihn diese zu Staats-affairen öfters unbrauchbar machten, und die einzige Ursache waren, daß er bey Lebzeiten des verstorbenen Königs sein Glück nicht machen konnte. Ludwig XIV. hielt ihn für einen frömmelnden Heuchler, und für einen Intriguanten, so daß es überaus große Mühe kostete ihm die Erlaubniß auszuwirken, sich bey seinem Herrn darüber zu rechtfertigen.

Bey dem Aufenthalte des Herzogs von Saint-Simon in Spanien, wurde dessen ältester Sohn zum Grand von Spanien ernennet, und der jüngste erhielt den Orden vom goldnen Vliesse. Man wird es aber kaum glauben, wenn ich sage, daß der Herzog mit allen diesen Vorzügen noch nicht zufrieden war, sondern den Vliesorden auch noch für sich selbst verlangte. Darüber wurde denn der König von Spanien sehr mißvergnügt, und sagte öffentlich, der Herzog müsse mit dem, was seine Söhne erhalten hätten, sich begnügen. Diese Aeußerung seiner Begierlichkeit machte ihm am spanischen Hofe wenig Ehre.

Ehe er aus Spanien wieder abreiste, sprach er mit einem spanischen Herrn von den Schwierigkeiten, die ihn verhinderten, Sitz und Stimme im Reichsrathe zu bekommen, und sagte bey dieser Gelegenheit: ehe er in einer so wichtigen Sache einen seiner herzoglichen Ehre nachtheiligen Vergleich eingienge, wolle er lieber sein Vorhaben ganz aufgeben; der aber, mit dem er

sprach,

sprach, wußte, daß er ein ehrsüchtiger Mann sey, der für den allgemeinen Günstling angesehen seyn wollte, sagte ihm dahero voraus: so eine Thorheit traue er ihm nicht zu. Und es traf ein, kaum war er wieder in Frankreich, so ließ er sich einen Vergleich über die Sache gefallen, ja er that noch mehr, und setzte alle Triebfedern in Bewegung, sich noch mehrere Würden und Titel zu verschaffen.

Noch währenden Aufenthalts des Herzogs von Saint-Simon in Spanien hatte ihm der Cardinal Dûbois den Chavigny, vormaligen Gesandten des Königs in Genua, dahin nachgeschickt; denn er traute dem damaligen ordentlichen Gesandten in Madrid, dem Marquis von Maulevrier nicht, und wollte überdies, daß der Herzog von Saint-Simon nur die äußerliche Ehre der Gesandtschaft haben sollte. Der Cardinal Dûbois machte zwar aus diesem Chavigny nicht viel, hatte ihn aber aus Erkenntlichkeit zu diesem Posten befördert, weil er vormals sein beständiger Spion gewesen war.

Im Tractate von 1721 hatten wir uns anheischig gemacht, Spanien bey dem nächsten Congresse zu vertreten. Chavigny wurde daher beordert, mit Spanien die Artikel zu verabreden und festzusetzen, die im Congresse abgehandelt werden sollten, und zu deren Berichtigung der spanische Gesandte, Graf von Saint-Isteven, sich schon zum Congresse verfügt hatte. Die

Königin von Spanien hatte den Einfall, ebenfalls einige voreilige Entschließungen zu nehmen, und wollte ihren Prinzen Dom Carlos nach Italien übersetzen lassen, Chavigny aber bekam noch den Auftrag, derselben auch hievon die nachtheiligen Folgen begreiflich zu machen. Hätte sich derselbe hierbey als ein geschickter Unterhändler auszeichnen wollen, so würde sowohl er glücklicher gewesen seyn, als auch seine Geschäfte glücklicher beendiget haben. Alleine Leute, die der Intriguen gewohnt sind, können sie nicht lassen, sie mögen seyn, wo sie wollen. So glaubte auch Chavigny in seinen Unterhandlungen am besten zu verfahren, wenn er Ministers, Favoriten, Vertraute und Beichtväter bestäche und gewönne. Dies sein Verfahren entrüstete den König und die Königin; sie gaben Befehl, daß er in kurzer Zeit Spanien räumen sollte, und schrieben nach Frankreich Briefe, die diesen intriguanten Minister äußerst entehrten.

Man kann hierbey die überaus wichtige Anmerkung machen, daß es nie gut gethan sey, wenn man bey Staatsverhandlungen Intriguen braucht. Will man eine Sache gründlich tractiren, so muß man dabey das wechselseitige Interesse zum Augenmerke nehmen. Die Schleichwege der Intrigue sind nicht vermögend, die Natur und Eigenschaft dieser Interessen abzuwenden, oder ihr eine andere Wendung zu geben, sie macht nur die Personen und ihre Absichten verdächtiger.

tiger. Es fällt sodann mit einemmale das Vertrauen zu ihnen weg, und man wird zu der Sache, die man unter Händen hat, völlig unbrauchbar. Auf diese Weise war Ludwig XI. bey seinen mehresten Staatsunterhandlungen unglücklich, weil er sie allzukünstlich behandelt haben wollte, wie das unsre besten Geschichtschreiber angemerkt haben: und der erste Verdacht, den Heinrich IV. über die krummen Wege des Herzog Carl Emanuels von Savoyen bey seinem Aufenthalte in Frankreich schöpfte, verhinderte es, daß dieser Herzog kein einziges seiner Geschäfte ausführen konnte.

Alles übrige, was bey der Uebernahme und Auswechselung der beyden Prinzessinnen auf der Fasaneninsel in Spanien und Frankreich noch vorfiel, übergehe ich mit Stillschweigen. Ich erwähne nur den einzigen Umstand, daß Mademoiselle von Montpensier in Spanien ihr Glück nicht machte: sie brüstete sich daselbst zu sehr mit dem Vorurtheile ihrer Geburt, darinnen sie erzogen worden war, gefiel der Nation überhaupt nicht, am wenigsten aber ihrem Gemahl und der Königin, ihrer Schwiegermutter, welche sie bald näher kennen lernete, wie ich hierzunächst ausführlicher sagen werde.

Dreyzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Ministerialaffairen.

Das Jahr 1722 war es, in welchem der Cardinal Dûbois hauptsächlich, und mit mehrerm Eifer als vormals, alle diejenigen von sich zu entfernen suchte, die ihm an der Besteigung der höchsten Stufe des Glücks und an seiner Erhebung hätten hinderlich seyn können.

Der Canzler Anguesseau, der sich durch seine Nachgiebigkeit gegen den Hof, wie schon oben gesagt worden, wenig Achtung erworben hatte, war einer von denen, so der Vergrößerung des Cardinals im Wege standen; er hatte keinen Freund, der ihn über sein Betragen hätte zu rechte weisen können, wurde dahero im Februar wieder nach Fresne verwiesen, und der Herr von Armenonville bekam das Siegel, ein Mann, der es am wenigsten unter allen verdiente.

Er war eine Magistratsperson, die ohne alle Grundsätze und zu allen Arten der Betrügereyen aufgelegt war, es für ein Glück hielt eine Creatur des Cardinals zu seyn, und der ein Anhänger der Jesuiten und des römischen Hofs war. Der Herr von Vienne hatte ihn durch seine Canäle bey Hofe bekannt gemacht, weil sein Sohn, der Herr von Morville, mit Armenonvillens Tochter verheirathet war. Dieser Parlementsrath war vormals der Spion des Ministeriums in Parlementssachen

sachen gewesen, hatte aber dies sein Amt so ungeschickt verwaltet, daß ihm mehrmals bey voller Parlements-versammlung vorgeworfen wurde, er sey ein falscher Bruder. Diese Umstände aber hatten demohngeachtet keinen nachtheiligen Einfluß in seine Wahl, hinderten auch nicht, daß nach der Zeit sein Sohn ins Ministerium kam.

Die Erhebung des Herrn Dodün zum Generalcontroleur der Finanzen wurde vom Publiko weniger getadelt, und wären nicht Umstände eingetreten, darein er in der Folge verwickelt wurde, und von denen ich hernach sprechen werde, so würde er dem Staate nützliche Dienste geleistet haben.

Im Monat Junius bezog der König Versailles, und mehrere Ursachen bestimmten ihn, seinen Aufenthalt daselbst zu nehmen. Dahin gehört die Abneigung, die er für einen zahlreichen Hof hatte, der ihn zu Paris beständig umgab; sodann die Bequemlichkeit der Jagd, die er in Paris nicht hatte, und die immer mehr seine herrschende Neigung zu werden schien; am meisten aber der eitle Stolz des Cardinals, der zu Versailles sich mit mehrerm Pomp zu zeigen glaubte, als er es in Paris nicht konnte, und alle diejenigen leichter und bequemer zu übersehen vermochte, die Ew. Majestät oder dem Regenten aufwarteten. Dies war auch der Grund, warum der verstorbene König sich beynahe während seiner ganzen Lebenszeit in Versailles

aufhielt, und ich will ihn darum nicht tadeln. Allein die vielen Unruhen, die vom Anfange seiner Regierung an im Reiche sich ereignet hatten, machten ihn Paris persönlich verhaßt: und wenn auch das alles nicht wäre, so würde ich jetzt noch eben so denken, wie weiland Heinrich IV., der, wie er sagte, keinen andern Aufenthalt kennete, als den, wo man nur die Aussenseite von Paris sähe, und wo man drey Millionen Renten zu verzehren hätte.

Die Gedenkungsart des Cardinals aber entdeckte seine Absichten nur gar zu deutlich. Sein wahrer Vorsatz war, sich des Willens Ew. Majestät gänzlich zu bemeistern, wie ihm dies beym Herzoge von Orleans geglückt hatte. In dieser Absicht stellte er eine Menge Männer an, die zum Unterrichte Ew. Majestät Aufsätze fertigen mußten, die er selbsten abzufassen nicht im Stande war. In diese Aufsätze ließ er alles mögliche einrücken, was nur einen jungen Prinzen vergnügt unterhalten kann, nicht etwa in der Absicht, ihn damit zu ernsthaften Geschäften zu gewöhnen, nein, sondern nur blos durch dergleichen angenehme Unterhaltungen sich mehr beliebt zu machen. Er machte Ew. Majestät alle Vormittage seine Aufwartung, und that alles, um Ihnen auf eine angenehme Art die Zeit zu verkürzen.

Der Herzog von Orleans hörte von allen Seiten her sagen, daß der Cardinal anfienge sich in der Gunst

des

des Königs fest zu setzen, er achtete aber nicht darauf, weil er sich auf die treue Ergebenheit seines Favoriten ganz verließ. Und doch betrog er ihn, und es ist gar kein Zweifel, daß der Cardinal, wenn er länger gelebt hätte, der zweyte Cardinal Mazarin worden wäre, ob er schon ungleich weniger Talente hatte als jener, und daß er zum Verdrusse der Prinzen vom königlichen Hause eben so viel Aufsehen gemacht haben würde, als jener geschickte Italiener.

Vierzehntes Kapitel.

Verweisung des Marschalls von Villeroy. Fortsetzung der Staatsaffairen.

Der Rath, den der Cardinal dem Herzoge von Orleans wider den Marschall von Villeroy gab, schien zwar dem Ansehen nach die Ehre des Regenten alleine zum Grunde zu haben, hätte aber doch diesem Prinzen die Augen öfnen können. Es war ein überaus verwegener Rath, denn der Marschall, dessen Charakter ich oben geschildert habe, wurde von dem Volke als eine Schutzmauer angesehen, die alle Unternehmungen eines strafbaren Ehrgeizes von Ew. Majestät abhalten könne; aber der Cardinal bekümmerte sich wenig oder nichts um die Reputation seines Herrn.

Wahr ist es, es ereigneten sich oft sehr lebhafte Auftritte zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Marschall von Villeroy; jener wollte unumschränkter Herr in allen wesentlichen Vorfallenheiten seyn, und konnte keinen Widerspruch vertragen; dieser aber verlangte entweder aus Eitelkeit, oder wie ich es auch glaube, aus Prinzip, daß so oft der Herzog bey Ew. Majestät wäre, oder mit Ihnen arbeitete, er als Gouverneur ebenfalls gegenwärtig seyn müsse. Das mochte vielleicht richtig seyn, der Marschall aber hätte nur auf eine bessere Art sich diese ihm schmeichelnde Gerechtsame erwerben, oder wenn er in deren Besitz gewesen wäre, sich darinnen erhalten sollen; so aber beobachtete der Marschall bey seinem heftigen Temperamente gar keine Mäßigung, und gab damit dem Cardinale gewonnen Spiel, der seiner gerne los seyn wollte.

Das geschah nun auf eine ganz militärische Weise. Da der Marschall einst zum Herzoge von Orleans kam, gab dieser dem Marquis da la Farre den unangenehmen Befehl, daß er jenem seinen Degen abfordern solle. Man muß dem Marquis Gerechtigkeit widerfahren lassen, er that alle mögliche Vorstellungen sich dieses Auftrags zu entschütten, und da der Marschall den Herzog von Orleans zu sprechen verlangte, gieng jener dreymal, jedesmal aber vergebens, zu ihm, denn der Herzog erklärte dies Verlangen des Marschalls für eine Zudringlichkeit. Man brachte ihn dahero durch

den

den Garten in den Wagen des Herrn Leblanc, eines Mannes, der zu allen möglichen Ungerechtigkeiten aufgelegt war, und der dem Cardinale zu Gefallen das große Bubenstück unternommen haben würde, ob er ihn gleich schlecht belohnte.

So geht es gewöhnlich in der Welt. Die glänzendsten Würden und die höchsten Ehrenstellen schützen die erhabensten Personen nicht für die Künste der Intrigue, wenn sie sich nicht durch persönliche gute Eigenschaften beliebt zu machen wissen. Wäre dahero der Marschall ein Mann von gesetzter Einsicht und Stande gewesen, so würde er dem Herzog und seinem Favoriten die Spitze haben bieten können, ohne einen Pflichts- und Respectsfehler zu begehen; er würde nachgebender gehandelt und nicht viel falsche Ehre gezeigt haben; ohnfehlbar hätte man ihn dann mehr schonen müssen, und er würde durch sein Betragen nicht Gelegenheit zu den falschen Ausstreuungen gegeben haben, die man zur Beschönigung seiner Verweisung unter das Volk brachte.

Die Thränen, die Ew. Majestät bey dieser Gelegenheit entfielen, sind ein Zeichen jener schönen Empfindsamkeit, so die Franzosen so gerne und mit Entzücken an ihren Monarchen sehen. Nun wollte man an die erledigte Stelle des Marschalls wieder einen Mann haben, der biegsamer und nachgebender wäre

als

als jener, und von dem man nichts zu befürchten habe, und wählte dahero den Herzog von Charöst.

Solchergestalt waren nun nach und nach alle Hindernisse endlich gehoben, und der Cardinal Dübois wurde am 22. August 1722 zum Premierminister ernennet. Er bekam aber nur das Patent und den Titel, übte aber nicht die Hauptverrichtung eines Premierministers aus, welche darinnen bestehet, daß er alle Staatsaffairen, so die Staatssecretäre vortragen, entscheidet. Er wollte zwar von allen wissen, starb aber ab, ohne nur von einer einzigen sich die erforderliche Kenntnis verschaft zu haben.

In eben diesem Monate gieng der Hof nach Rheims, wo Ew. Majestät am 25. gesalbet wurden.

Unmittelbar darauf ließ Spanien den Ehecontract des Dom Carlos mit Mademoiselle de Beaujolois unterzeichnen, und dieses blos in der Absicht, damit dieser junge Prinz sich desto gewisser in Italien behaupten möchte.

Da Ew. Majestät im folgenden Jahre 1723 nach unsern Gesetzen volljährig worden waren, hielten Sie im Monat Februar ein Lit de Jüstice, und ließen die Installirung des Herrn von Armenonville, wiewohl nicht ohne Widerspruch, registriren; Sie erneuerten das Edict wider die Duelle und creirten die Herzoge von Biron, von Levi und da la Valiery; der Herzog ließ von seiner Regierungsverwaltung Rechnung ablegen; der

der Herr von Armenonville zeigte an, die Finanzen des Staats wären in viel blühenderm Zustande als zur Zeit des verstorbenen Königs, die kirchlichen Uneinigkeiten beruhigt, und die auswärtigen Affairen befänden sich in einer für Frankreich glorwürdigen Lage. Hätte man das alles aber genauer untersuchen sollen, so würde man es nichts weniger als wahr gefunden haben. Das hieß freylich Hirngespinste für Wahrheit ausgeben: man mußte aber damals thun, als ob man alles glaube, weil nach geendigter Regentschaft des Herzogs die nehmlichen Grundsätze beybehalten werden sollten, so lange der Herzog von Orleans Ew. Majestät zur Hand bleiben würde.

Aus allem nun, was ich bis hieher von allen Vorfallenheiten, die Kirchenangelegenheiten ausgenommen, deren ich noch nicht erwähnt habe, vortrug, kann man richtig abnehmen, wie viel Gutes die Regentschaft hätte bewirken können, und wie viel Böses sie angerichtet hat. Das, was die Bulle Unigenitus betrift, habe ich übergangen, weil es zu weitläuftig gewesen wäre, alle einzelnen Vorgänge mit derselben zu erzählen, es würde aber doch dem Gegenstande meiner Abhandlung entgegen seyn, wenn ich nicht wenigstens etwas davon erwähnte.

Funfzehntes Kapitel.

Vom römischen Hofe, und von der Bulle Unigenitus.

Sogleich nach dem Ableben des verstorbenen Königs machte sich der römische Hof es zum Hauptgeschäfte, seine Maximen während der Regentschaft besser geltend zu machen, und damit seine Autorität zu vergrößern. Die dem Cardinal und Herzoge von Noailles einseitig ertheilten Beförderungen wollten ihm nicht gefallen, er machte daher den ersten Versuch, die Standhaftigkeit des Regenten auf die Probe zu stellen, damit, daß er allen denen, so Ew. Majestät Beneficien gaben, keine Bestätigungsbullen ertheilen wollte, ob diese gleich nach den klaren Worten des Concordats keinem derselben verweigert werden durften. Allein dieser gemachte Unterschied gelang ihm nicht. Der Regent verbot, daß kein Beneficiat eine Bestätigungsbulle von Rom mehr suchen sollte, und ließ jedem die Freyheit, sich vom Staatsrathe eine Versicherung über den Genuß der mit seiner Stelle verbundenen Einkünfte geben zu lassen. Rom wollte aber die herkömmlichen Bullenbestätigungsgelder nicht einbüßen, mußte dahero diesmal nachgeben. Und dies wird es allemal thun müssen, wenn wir nur immer eine kluge Standhaftigkeit behaupten. Ich sage mit gutem Bedachte, eine kluge; denn ohne dringende Noth dürfen wir nie

zu den äußersten Mitteln greifen, die uns vom Haupte der Kirche und vom Mittelpunkte der Glaubenseinigkeit trennen könnten; denn dies würde auch in Absicht auf das politische System das größte Unglück seyn, das uns begegnen könnte.

Diese widrige Erfahrung aber brachte den Hof zu Rom von seinem Vorhaben doch nicht ab; denn er ist gewohnt, das Aeußerste in allen Sachen anzuwenden, um seine Absichten zu erreichen. Findet er Hindernisse, so läßt er die Sache eine Zeitlang ruhen, ohne seinen Vorsatz aufzugeben. So beträgt er sich hauptsächlich gegen Frankreich. Seine Grundmaxime ist: mit Geduld und Entschlossenheit könne er alles über die französische lebhafte Betriebsamkeit gewinnen. Das ist ihm auch bisweilen gelungen; es würde ihm aber dieses Kunststück beständig fehl schlagen, wenn wir uns gegen ihn seiner eigenen Waffen bedienten.

Der Herzog von Orleans war zwar kein Jansenist; da aber gewaltthätige Handlungen diejenigen am meisten aufzubringen pflegen, die ihre Ausbrüche in der Nähe mit ansehen müssen, so that der päbstliche Nuntius Bentivoglio und seine fromme Wuth dem Herzoge von Orleans die nachdrücklichsten Vorstellungen, wie unumgänglich nöthig es sey ein Mittel auszudenken, wodurch die Bulle bey Kräften erhalten würde. Ein Theil unserer Prälaten erlaubte sich einen geheimen Briefwechsel mit Rom, diese stellten die Sache

in einem falschen Lichte vor, und veranlasseten dadurch den römischen Hof zu falschen Schritten, die das Feuer nothwendig nur noch mehr aufblasen mußten. Selbst die Cardinäle von Rohan und von Bissy berichteten, ohne auf das Interesse ihres Vaterlandes zu sehen, Sachen nach Rom, welche den diesseitigen zur Wiederherstellung des Friedens abzielenden Maasregeln völlig entgegen waren. Inzwischen mußten wir doch eine Partie ergreifen: die Appellation der oberwähnten vier Bischöfe, der Sorbonne, der ganzen Sorbonne selbst, und die hitzigen Schriften, die von beyden Theilen heraus kamen, machten einen Entschluß dringend; das Parlement war im Begriffe, im Namen der Nation zu appelliren; der Pabst wollte von einem Nationalconcilio nichts hören und nichts wissen, denn er befürchtete von diesem ihm widrig ausfallende Beschlüsse, weil man dem heiligen Stuhle den Primat nicht zugestehen wollte, welchen er in den französischen Nationalconcilien unter den ersten Königen ausgeübet zu haben behauptete.

Vergebens hatte man Clemens dem XI. angelegen, daß er die Bulle auf eine seiner Ehre angemessene und der Reinigkeit des Glaubens heilsame Weise erklären möchte: er sah auch die Nothwendigkeit einer solchen Erklärung wohl ein, ließ es aber dabey bewenden, daß er das allgemeine Unglück, davon man ihm eine Beschreibung gemacht hatte, beklagte und beweinte.

Es

Es war also solchergestalt kein anderer Ausweg übrig, als daß man den hartnäckigen Weigerungen des Pabstes die königliche Autorität entgegen setzte. Und das geschah durch ein allgemeines Verbot, welches über die gegenwärtige Zeitgeschichte zu reden und zu schreiben untersagte. *) Rom und seine Anhänger schrieen heftig darüber und sagten, der König lege solchergestalt eingreifende Hände an den Altar; er überschreite damit die Gränzen seiner Macht; und er wäre nur Beschützer des Glaubens, in Glaubenssachen könne aber darinnen kein Richter seyn. Gereichte nun dieses Verbot auf der einen Seite dem römischen Hofe zu großem Mißfallen, so verursachte es auf der andern langwierige Unruhen: die hitzigen Köpfe einer Menge Geistlicher, die ein falscher Religionseifer oft mehr belebt als die Religion selbst, widersetzten sich demselben ohne alle Schonung, und nie ist ein königlicher Befehl so wenig befolgt worden als dieser; beyde Parteyen schrieben wider einander mit wüthender Hitze, es entstanden Gegenappellanten, und man fand, daß das erlassene Verbot unwirksam sey. Man kam daher auf den Gedanken, die Wunde tiefer zu untersuchen, und da Rom eine Erklärung der Bulle zu geben sich weigerte, so glaubte man, daß die Bischöfe, die doch auch in

*) Dies Verbot des Herzogs von Orleans wurde am 7. October 1717 erlassen. A. d. Ue.

in Glaubenssachen Richter sind, der Bulle in einem Lehrsysteme die wahre Auslegung geben könnten, und wenn dieses nur von unserer Seite keinem Widerspruch ausgesetzt wäre, so könnte es als eine Glaubensvorschrift der französischen Geistlichkeit eingeführt werden, wenn es auch Rom nicht genehmigte. Man konnte überdies noch glauben, es würden die Bischöfe, wenn sie solchergestalt eines ihrer wichtigsten bischöflichen Vorrechte ausübten, dadurch veranlasset werden, über ihr Lehrsystem und dessen Beobachtung desto fester zu halten, und daß dadurch eine Vereinigung zu Stande kommen würde, die der römische Hof unangefochten lassen müßte. Man machte auch wirklich den Anfang zu diesem Werke, es wurde ein solches Lehrsystem entworfen, genehmigt, und von den mehresten französischen Bischöfen unterschrieben, es kam aber demohngeachtet nicht zu Stande. Die Geistlichen von der zweyten Ordnung brachten die Jansenisten auf, und diese waren die ersten, die sich darwider regten; die gedemüthigten Molinisten aber beobachteten ein tiefes Stillschweigen, und bewiesen damit hinlänglich, daß sie damit ebenfalls nicht zufrieden wären.

Sogleich nahm nun der Abbe Dübois, dem, wie schon gesagt, daran gelegen war, den römischen Hof zum Freunde zu haben, seine Maasregeln; diejenigen Bischöfe, welche das Rom so widrige Lehrsystem unterschrieben hatten, traten aus verschiedenen Vorwänden

oder

oder auch wohl aus anhoffenden Vortheilen auf die Hinterbeine, das Lehrsystem wurde als eine nicht geschehene Sache angesehen, und jeder erklärte sich darüber, so wie es seinem Vortheile gemäs war: einige sagten, man hätte sie zu dessen Annahme gezwungen, andere, man habe sie damit hintergangen, noch andere aber, man hätte ihnen nicht hinlängliche Zeit gelassen, es genau zu prüfen. *)

Jedermann beeiferte sich dahin, nur Rom nicht vor den Kopf zu stoßen, welches einen blinden und absoluten Gehorsam gegen die Bulle forderte. Es wurde ein Gewissensrath errichtet, der zu einer Art von Inquisition wurde, und welcher jedermann als einen Ketzer verurtheilte, der an die Bulle nicht glaubte. Solchergestalt aber wurden die Mitglieder dieses Gewissensraths ein neues Hindernis zu einer gütlichen Beylegung dieser Sache; denn wenn diese zu Stande kam, so war der Gewissensrath mit allen seinen Beysitzern überflüssig, und es ist ausgemacht, daß dieser persönliche Umstand, wo nicht mehr, doch wenigstens eben so viel Uebel gestiftet hat, als die eigensinnige Beharrlichkeit vieler Prälaten.

 Wir

*) Die Geistlichen, welche die Bulle Unigenitus annahmen, nennte man Acceptans, und diese Parten bestund aus 100 Bischöfen und aus den Jesuiten. Zu den Refusans gehörten 18 Bischöfe und die ganze französische Nation. A. d. Ue.

Wir sahen ruhig zu, daß der päbstliche Nuntius seine Gerichtsbarkeit erweiterte; und straften die nicht, die unter dem Vorwande, der bischöflichen Würde keinen Abbruch zu thun, die Pflichten eines Unterthans aus den Augen setzten, und mit dem römischen Hofe Complotte machten, seine Grundsätze durchzusetzen. Daher kam es, daß der römische Hof seine Macht während der Regentschaft in Frankreich so sehr erweiterte, und Gott allein ist es bekannt, was diese Sache, die man so leicht hätte beylegen können, noch für betrübte Folgen haben wird. Sie kann auch noch in späten Zeiten die Fahne des Aufruhrs werden, und eine Revolution veranlassen, wenn der Parteygeist die Religion zum Deckmantel braucht, die Schwachgläubigen zu verführen und die Rechtgläubigen mit sich hinzureißen *)

Da

*) Da der Verfasser dieses schrieb, war es freylich nur Gott und einigen beobachtenden Philosophen bekannt.

Nunmehro aber wissen es alle Geschichtschreiber und können es mit Wahrheit sagen, daß die über einige dogmatische Fragen in Molinisten und Jansenisten sich spaltenden Prediger einander selbst nicht verstanden haben, und daß die christliche Religion ein Gegenstand der ärgerlichsten Zänkereyen und Widersprüche gewesen sey. Es entstand daraus eine dritte Partey, die sich Indifferentisten nannte, über die Zänkereyen der Geistlichen ihren Spott trieb, und sie der öffentlichen Verachtung preis gab. Voltaire und andere Philosophen seiner Zeit waren die Apostel dieser neuen Secte.

Jetzo aber ist eine abermalige Spaltung unter den französischen Pfarrern ausgebrochen, und wir haben nun Bürger,

Da so viel verständige und aufgeklärte Männer für und wider die Bulle gesprochen und geschrieben haben, so muß man allerdings glauben, daß in diesem Producte der römischen Canzley Widersprüche anzutreffen sind. Gegenwärtig betrachte ich sie nur aus dem Gesichtspuncte, in wieferne sie einen Einfluß auf das wesentliche Wohl des Staats hat, und dieses bestehet in seiner Ruhe im Innern. Wären die Zänkereyen für und wider die Bulle nur bloße Meinungen gewesen, worüber man auf hohen Schulen zu disputiren pflegt, und einen großen Theil der academischen Freyheit ausmacht, so würde der politische Staat wenig Nachtheil davon gehabt haben. Da aber die Molinisten und Jansenisten zwey besondere Secten ausmachen, so ist dies eine Art von Spaltungen, die den Untergang des Staats nach sich ziehen kann. Wenn ich einen Feind hätte, der mich für einen Jansenisten hielt, so dürfte er sich nur für einen Molinisten ausgeben,

ger, Geistliche und Pfarrer, die Feinde der Freyheit und neuen Constitution sind. Dieser große Zwist wird ebenfalls von wichtigen Folgen seyn, und ich habe anderwärts schon vorausgesagt, daß sie den Verfall der Religion in Frankreich nach sich ziehen wird. Die Fanaticker von beyden Parteyen bekümmern sich wenig darum, ob so etwas erfolgen werde oder nicht, sie streiten für ihre Partey, und setzen das wahre Beste der Religion völlig außer Augen, denn sie haben vergessen, daß sie vom Himmel gekommen ist, Friede unter Brüdern zu erhalten. A. d. H.

geben; denn wenn ich Gelegenheit suche Jemand zu schaden, so darf ich nur sagen, er sey ein Jansenist. Eine Freyheit dieser Art ist ein Ungeheuer in einem wohlgeordneten Staate, und ich glaube, daß eine solche Spaltung für das mächtigste Reich viel schädlicher und verderblicher sey, als einer der blutigsten Kriege; in diesem entscheidet eine Schlacht, und dann hat man sich von dem geschlagenen Feinde nichts mehr zu befürchten; bey jener aber kann der Feind zwar müde gemacht, aber nie überwunden werden. Mit einem Worte, zwey Religionen in einem Staate — denn dafür sehen es die ausschweifenden Molinisten und Jansenisten an — bringen ihn in kurzem seinem Untergange nahe. *) Für äußere Feinde sind wir mit unserer Macht hinlänglich gedeckt, so daß wir uns nur für innere Unruhen zu fürchten haben: diejenigen Unruhen, so ein Interesse zur Absicht haben, nehmen ein Ende, die aber, so sich auf bloße Meinungen gründen, hören nie auf. Da nun der König sein Volk liebt, so sollte er diese Sache als eine der wichtigsten Reichsaffairen ansehen, und sie auf eine den Zeitumständen gemäße Art beylegen, sonst kann kein Mensch gut dafür seyn, daß wir die schrecklichen Auftritte der Ligue

nicht

*) Die Erfahrung der neuern Zeiten hat erwiesen, daß diese Behauptung weder philosophisch noch politisch richtig sey. Der Verfasser kannte aber zu seiner Zeit die Gründe einer ächten Toleranz noch nicht. A. d. U.

nicht noch einmal erleben. Die Vorwände, die man damals zum Behuf der Ligue nahm, waren überaus scheinbar und verführerisch, so wie sie es, wenn über die Bulle Unruhen ausbrechen sollten, ebenfalls wieder seyn würden, ihr Mißbrauch aber würde sie wieder eben so abscheulich, für den König beleidigend und für den Staat verderblich, wie damals machen.

Sechzehntes Kapitel.

Character und Tod des Cardinals Dubois. Herrn Leblancs Dienstentlassung. Ministerschaft des Herrn von Breteuil. Der Herzog von Orleans wird Premierminister. Ministerschaft des Herzogs von Conde.

Schnell eilte nun der Cardinal Dubois zu seinem Tode, so wie zu nochmaligen Ehrenstellen, denn er wurde noch Mitglied der französischen Academie und erster Präsident der geistlichen Synode.

Der König zog damals auf einige Zeit nach Meudon, und diese Reise that er ohne eine besondere Absicht darzu zu haben, der Cardinal aber erschien daselbst in aller seiner Pracht. Hier war es auch, wo dieser Minister einer Krankheit unterlag, die er schon lange verdient hatte, inzwischen erschien er aber doch immer

noch,

noch, so oft er es nur möglich machen konnte, öffentlich, um damit die Hofleute zu hintergehen, und den Herzog abzuhalten, daß er nicht noch bey seinem Leben über seine Staatsbedienungen disponiren möchte. Seine letzte Handlung war eine Veränderung im Kriegsdepartement, denn er nahm dem Herrn Leblanc die Kriegsministerstelle, und gab sie dem Herrn von Breteuil. Bey dieser Gelegenheit muß man nur die standhafte Zuneigung des Herzogs von Orleans gegen den Cardinal bewundern, der, da er den Tod des Cardinals vor Augen sah, noch kurz vor seinem Verscheiden dessen Rath in dieser Sache befolgte, und zwar aus folgender Ursache: Leblanc hatte sich sonst immer als ein Freund des Cardinals gezeigt, seit einiger Zeit aber gieng er seine eigenen Wege. Der Cardinal wußte daher mehr als zu gut, daß ihm Leblanc ein längeres Leben nicht wünsche, wollte ihn dahero außer Stand setzen, sich über seinen Tod zu freuen. Der Scheinvorwand zu seiner Dienstentsetzung ließ sich allenfalls hören. Leblanc hatte, wie man vorgab, die zu Bestreitung außerordentlicher Kriegsausgaben ihm anvertrauten Gelder nicht treu genug verwaltet, oder hatte wenigstens, welches gewisser ist, geschehen lassen, daß der Herr von Belle-Isle diese Cassengelder in seinen und seiner Freunde Nutzen verwendete. Das Publicum äußerte seine Unzufriedenheit darüber; der Cardinal aber sagte: „Ich muß lediglich meine Repu-

„tation

„tation in Betrachtung ziehen, und diese „zu erhalten suchen; man stehet in der Mei„nung, daß ich dem Leblanc die Stange „halte; man wird mir es aber Dank wis„sen, wenn ich ihn dem öffentlichen Miß„vergnügen aufopfere, und solchergestalt „sehen, daß mich die Freundschaft nicht „blende." Ist das aber wohl eine Aeußerung eines rechtschaffenen Mannes, der auf Ehre hält? Nein, es ist die Sprache eines eiteln Menschen, der das Publicum hintergehen will, wie er seinen Herrn hintergieng. Seit er Cardinal wurde, hat er auch in den Religionsangelegenheiten sehr viel geändert, und ohnfehlbar wär er noch der Vertheidiger unserer Religionsfreyheit worden, die er vorhero überaus heftig verfolgte.

Leblanc verdiente im Grunde seine Entlassung, nicht deswegen, daß er selbst Gelder veruntreuet, und in seinen Nutzen verwendet hätte, sondern lediglich deswegen, weil er die Untreue anderer, die er veranlasset, oder denen er durch die Finger gesehen hatte, verschwieg. Man wird in der Folge sehen, wie weit diese Sache noch getrieben wurde.

An Leblancs Stelle kam, wie schon gesagt, der Herr von Breteuil, ein junger Mann, der eine Intendantschaft im Innern des Reichs gehabt hatte, vom Soldatenwesen aber nicht das mindeste verstand. Der Cardinal hatte ihn als Intendanten zu Limoges kennen

lernen, und war ihm Verbindlichkeiten schuldig: denn es ist nun eine ausgemachte Sache, daß der Cardinal verheyrathet gewesen sey; der Herr von Breteuil hatte aber aus dem Trauregister das Blatt entwendet, auf dem die Trauung des Cardinals eingetragen war; und das war ein überaus wichtiger Dienst, der schon Erkenntlichkeit verdiente. Ob man nun wohl von dieser Heyrath solchergestalt keine physischen Beweise mehr aufbringen kann, so kommen doch so viele Wahrscheinlichkeiten zusammen, daß man sie für wahr halten muß, und die einmüthigen Zeugniße derer, die von den Anecdoten dieser Zeit am besten unterrichtet seyn konnten, stimmen damit überein.

Nach dieser letzten Staatshandlung starb der Cardinal. Daß er nicht länger leben solle, beklagte er nicht, destomehr aber seine Größe, die er nunmehr verlassen mußte, und dies ohne alle Hofnung der Zukunft, denn er glaubte keine Ewigkeit.

Aus dem Verfolg dieser Geschichte hat man ersehen können, daß der Cardinal ein Mann ohne alle Grundsätze war, und daß ihm nichts weniger als die Religion am Herzen lag. Von Staatsaffairen hatte er weder einige Kenntniße, noch das Geschick, sie zu verwalten; zur kleinern Intrigue war er sehr aufgelegt, große Intriguen aber abzuwenden völlig unvermögend; er kam bey jedem Vorfalle in Verlegenheit, war auf Jeden, der sich dem Herzoge von Orleans näherte, nei-

disch, indem er bey sich überzeugt war, daß ihn der Herzog nicht sonderlich schätzte, und daß der Credit, in dem er bey ihm stand, nur eine bloße Gewohnheit war; und in dieser Ueberzeugung betrog er sich auch nicht. Außerdem fehlte es ihm nicht an Verstande, er war überaus geschickt, Leute zu verführen, wenn er sie zu seinen Absichten gewinnen wollte, unterhaltend in Gesellschaft, wenn er es seyn wollte, aber wüthend bis zur Ausschweifung; er fürchtete sich vor jedem, den er heimlicher Niederträchtigkeiten und krummer Streiche fähig hielt, war aber große Unternehmungen zu wagen viel zu feigherzig und verzagt. Nach seinem Tode erst widerfuhr ihm die Ehre eines Premierministers, die er bey seinem Leben nicht genossen hatte, er wurde nemlich so ehrenvoll begraben, wie der Cardinal Mazarin.

Solchergestalt waren nunmehro zwey Staatsbedienungen wieder zu besetzen, die Stelle des Premierministers und des Staatssecretairs bey den auswärtigen Affairen. Die erstere nahm der Herzog von Orleans für sich, nicht sowohl aus eigenem Antriebe, als auf Verlangen und Anregung des Königs von Engeland, der während der letzten Krankheit des Cardinals deswegen durch Lawen an ihn schreiben lassen, denn Law war damals zu Londen, und der Herzog war willens ihn wieder nach Frankreich zu beruffen. Nun war aber dem Herzoge alles wichtig, was aus Engeland kam, und dahero konnte ihm auch nichts angelegener

seyn,

seyn, als das zu thun, was man von daher von ihm verlangte. Das Departement der auswärtigen Affairen bekam der Herr von Morville. Er war bey dem verstorbenen Cardinale wohl gelitten, da er noch Plenipotentiarminister zu Chambrai war. Man hätte ihn eigentlich zum Staatssecretariat beym Seewesen berufen, er hatte aber bey dieser Gelegenheit die Vorsicht gebraucht, sich die Anwartschaft auf die auswärtigen Affairen, nach dem Tode des Cardinals, versichern zu lassen. Von jeher war er ein Anhänger der englischen Partey gewesen, dahero erwiesen ihm die Engländer auch wieder wesentliche Dienste, besonders Schaub, der damals englischer Geschäftsträger war.

Beym Herzoge von Orleans war er ebenfalls gut angeschrieben, weil ihn dieser als einen geschmeidigen Mann zu allem brauchen konnte; allein der Tod dieses Prinzen, der am 2. December des Abends an einem Schlagfluße verschied, eröfnete eine neue Scene.

Nie sind bey einem Manne so viele sich widersprechende Eigenschaften zusammen gekommen, als bey diesem Herzoge. Er besaß einen großen natürlichen Verstand, große Kenntniße, eine ausnehmende Einsicht, und große Gewandtheit, sprach außerordentlich gut und annehmlich, war aber ein Feind aller Arbeit, wie das allen glücklichen Talenten, die nur von der Natur ausgebildet werden, eigen ist. Von seinem Temperamente hingerissen, überließ er sich allen Ausschwei-

fungen

fungen der Tafel und dem Trunke, und seine ehemalige Ungnade trug nur bey seiner nachfolgenden Erhebung mehr darzu bey, ihm den Genuß desto schmackhafter zu machen. Und er überließ sich diesem ohne allem Maaße, Ziele und Ueberlegung. Niemand konnte er eine Gnade abschlagen, der ihn darum bat, und wurde solchergestalt stets ein Spiel der Hofleute, die ihn auf der rechten Seite zu fassen verstunden. Selbst über eine Sache nachzudenken, gab er sich keine Mühe, ob er es gleich mehr als jeder andere zu thun im Stande gewesen wäre. Er verlangte kein Ceremoniel, wußte aber auch nicht, was strenge Pflichtsbeobachtung sey. Und solchergestalt mußte seine Regent- und Ministerschaft nothwendig eine Periode der Ausgelassenheit werden. Er hinterließ die Finanzen in der größten Unordnung, und das Volk seufzend über den Druck des Wiedererersetzungsedicts, welches, da es Leute zu Staats-Papier-Wuchrern (agioteurs) machte, die es doch eigentlich nicht waren, denen, so unter seiner Regentschaft zu Reichthümern gekommen waren, nichts schadete, andere aber völlig ruinirte, so ihr väterliches Erbe unrechtmäßiger Weise nicht hatten vermehren wollen. Die auswärtigen Affairen hinterließ er in so großer Verwirrung, daß noch lange Zeit hingehen wird, ehe Europa in sein natürliches politisches System wieder eintreten kann; die Armee ohne Disciplin, die Regimenter schlecht bewafnet; die haltbaren

Plätze ohne Magazine; die Vestungen im Verfalle, die Angelegenheiten der Kirche unruhiger als jemals, und Ew. Majestät in den Händen des Prinzen von Conde.

Siebenzehntes Kapitel.

Premierministerschaft des Herzogs von Conde. Dessen Favoriten und Staatshandlungen.

Kaum hatte der Herzog von Orleans die Augen geschlossen, so gieng schon der Herzog von Conde zum Könige, bat sich von ihm die Premierministerstelle aus, und ließ ihm keine Zeit, die Sache näher zu überlegen. Der Marquis von Vrilliere, dessen Character ich oben beschrieben habe, zeichnete sich dabey vor allen andern aus, indem er die Ausfertigung der Bestallungen beschleunigte, damit der Herzog so geschwind als möglich mit allen Patenten versehen werden möchte, die zu den Functionen erforderlich waren, womit ihn der König so eben begnadigt hatte.

Im Ministerium machte der Herzog keine Veränderung, und das aus zweyerley Ursachen. Die erste war die Schwierigkeit neue Minister zu finden, die er erst hätte unterrichten müssen, und das verstand er nicht. Die zweyte war, daß jeder der alten Minister

sich

sich schon vorgesehen, und Wege eingeschlagen hatte, die ihnen die Beybehaltung ihrer Stellen bey dem neuen Premierminister sichern konnten. Jedermann wußte, daß die Frau von Prye den Prinzen eingenommen hatte, und daß dieser sich in alleinigem Besitze ihrer Gunst zu stehen wähnte, ohnerachtet sie solche dem Publicum nicht versagte. Seine Blindheit war so groß, daß, da sie ihm eine unangenehme Krankheit angehängt hatte, es ihr wenig Mühe kostete, ihn zu überreden, er selbst habe ihr ein Geschenk damit gemacht. Sie war aber nicht die einzige Frau, die etwas über den Herzog vermochte. Eine gewisse Frau Tessier trieb das Geschäfte eines Procurators beym Herzoge, wenn sie nicht das schamloseste Weib machte; jenes aber war diesem nur untergeordnet.

Alle unsre Minister hatten sich, wie obgesagt, beym Herzoge fest zu setzen gesucht. De la Brilliere brachte ihm das Opfer seiner Ergebenheit ganz öffentlich; d'Armenonville hieng sich an die Frau von Prye; Morville versicherte sie seiner blinden Folgsamkeit, und hielt ihr Wort; Breteuil stund unter allen bey der Frau von Prye am besten angeschrieben, denn er hielt sie bey eintretenden kleinen Untreuen des Herzogs dafür schadlos. Nur der Dodün alleine war unzufrieden, weil er befürchtete, Düvernay, ein Finanzier, dem der Herzog sein Vertrauen geschenkt, und der sich vorgesetzt hatte, in Verbindung mit der Frau von Prye eine große Rolle

zu spielen, möchte seinen bisherigen Credit beym Herzoge schwächen. Solchergestalt kann man sagen, daß das Ministerium des Herzogs ein wahres Weiberregiment gewesen sey.

Diese Regierung der Frau von Prye war aber anfangs nicht ohne Hinderniße, besonders von Seiten der Frau Herzogin, die eine sehr geistreiche, aber auch sehr stolze, Frau war, und ihren Sohn und dessen Geschäfte unter ihrer alleinigen Leitung haben wollte. Sie hatte einen tödtlichen Haß auf die Frau von Prye geworfen; denn sie gab ihr schuld, daß sie ihren Sohn von seiner zweyten Vermählung abhalte. Sie hielt auch ihre Gesinnung gegen diese Frau gar nicht heimlich; da sie aber sah, daß sie damit nichts gewann, ergriff sie in der Folge die Partie sich zum Ziele zu legen, und mit ihr gemeine Sache zu machen, wie ich zu seiner Zeit sagen werde.

Die Einrichtungen, die mit dem nunmehrigen neuen Herzog von Orleans getroffen werden mußten, entwickelten und vergrößerten die Feindschaft zwischen den Häusern Orleans und Conde nur noch mehr. Seit dem großen Mißverständniße, welches zwischen dem Regenten und dem Herzog im May 1720 vor öffentlichem Rathe ausgebrochen war, kam es zwischen beyden Prinzen niemals zu einem guten Verständniße. Sie haßten sich sogar, und Prinzenhaß ist nie klein.

Da

Da der erstere starb, glaubten die verwittwete Herzogin von Orleans so gut als ihr Sohn, es hätte der Herzog von Conde eine Stelle eingenommen, die eigentlich der orleansischen Familie ausschließend gehörte. Die Wahrheit zu gestehen, konnte der Herzog von Orleans dem Prinzen Conde die Premierministerschaft nicht strittig machen, denn er war, so zu sagen, nur noch ein Kind, sein verstorbener Vater hatte ihn nur erst seit Kurzem mit zu Geschäften gezogen, und er hatte dabey sich wenig Kenntniß erworben. Der Regent selbst hatte gegen vertraute Personen seine Unzufriedenheit darüber geäußert und gesagt, sein Sohn würde zwar ein ehrlicher Mann werden, dies alleine aber wäre nach seiner Meynung für einen Prinzen nicht hinlänglich.

Die Herzogin von Orleans aber gerieth, als eine von Natur herrschsüchtige Frau, in Feuer und Flammen darüber, daß das Haus Conde so stieg, und alle Gnadenvertheilungen in seine Gewalt bekam, und wollte dem Herzoge Gesetze vorschreiben. Sie verlangte daher für die Generalsstelle über die Infanterie, die ihr Sohn hatte, ganz besondere Vorrechte, und wollte, daß dieser zwey Regimenter haben sollte, und über dies alles forderte sie noch die Zurückberuffung des Leblancs, oder daß man wenigstens ihn und seine Anhänger ferner ungekränkt lassen sollte: und das war ihre hauptsächlichste Forderung. Zur Erledigung ihrer beyden

ersten Bitten hätte der Herzog leicht ein Temperament finden können, wenn er von Natur nachgebender gewesen wäre; er wollte aber nun einmal das Haus Orleans demüthigen. In Ansehung der dritten Forderung war es gar nicht vernünftig gehandelt, daß die Herzogin von Orleans die Rolle der Anna von Oesterreich spielen wollte; überdies ließen die Gebrüdere Paris *) nach ihrer Denkungsart dem Herzoge nicht zu, daß er darunter nachgegeben hätte, sie sagten ihm, daß es das Beste des Staats nicht gestatte, und der Herzog, der bey allen seinen guten Gesinnungen keine Einsichten hatte, ließ es dabey bewenden. Die Herzogin von Orleans erlaubte sich darüber die lächerlichsten Urtheile, und klagte der Herzogin von Lothringen ihr Leid; der Herzog erfuhr es durch verschiedene Wege wieder, und das gab den Feinden des Hauses Orleans gewonnen Spiel.

Einige Wohlgesinnte wollten sich ins Mittel schlagen, und durch eine Vermählung des Herzogs von Orleans mit einer von den Schwestern des Prinzen von Conde beyde Parteyen wieder versöhnen. Dieser Gedanke fand vielen Beyfall, und die Herzogin von Orleans gieng hierinnen weiter, und gab mehr nach, als

*) Es waren 4 Brüder Paris, alle große Finanzverständidige und große Rechner, die alle bey der Regierung angestellt, und beym Volke sehr beliebt waren. A. d. U.

als man hätte vermuthen sollen; alleine sie brachte zugleich die leblankische Geschichte wieder zum Vorschein, und verderbte damit die ganze Sache. Man sah ein, daß heimliche Absichten dabey zum Grunde lagen, mußte sie dahero völlig aufgeben, so daß sich die Aussöhnung zerschlug, der beyderseitige Haß sich vergrößerte, und von beyden Theilen die Gränzen des allgemeinen Wohlstandes überschritten wurden.

Wenn Prinzen sich veruneinigen, so fehlt es gewöhnlich nicht an bösen Rathgebern und Herzen, die an dem Zwiste schuld sind, jeder von beyden Parteyen thut sich Schaden, und das hat immer einen Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Wie hätte man sich aber auch Hofnung machen können, zwey Parteyen zu vereinigen, da die eine Gesetze vorschreiben wollte, und die andre glaubte, daß wenn sie nur im geringsten nachgäbe, sie sich dergleichen Gesetzen unterwürfe. Gewiß ist es, daß diese Feindseligkeit den Herzog von Conde in der Folge viele Fehler begehen ließ, die blos jener zuzuschreiben sind.

So oft der Herzog von Orleans um etwas nachsuchte, so oft fand der Prinz von Conde Mittel, es ihm abzuschlagen, und wenn er ihm auch bisweilen kleine Gefälligkeiten erwieß, so geschah es doch auf eine so schiefe Art, daß die Sache allen ihren Werth dabey verlor. Die einzige junge Herzogin von Orleans, von der wir hernach sprechen werden, hatte sich bey

 dem

dem Herzoge in Gunst zu setzen gewußt, denn er hielt sie für redlicher und aufrichtiger, als ihre übrigen Verwandten der orleanssischen Familie: Ueberdies war sie bey der Königin, die wir zunächst nach Frankreich bringen werden, ungemein beliebt, und das ist ein großer Vortheil für Hofleute, die so, wie die Herzogin von Orleans, Gebrauch davon zu machen wissen, ohne sich dessen zu erheben.

Mit der Veränderung des Ministeriums veränderten sich auch die Staatsoperationen, sowohl im Innern als im Aeußern. Der Herzog von Orleans verwaltete die Finanzen mit schlechter Ordnung, und der Herzog von Conde versah es durch sich widersprechende Dispositionen. Da die Gebrüdere Paris alles im Reiche zu gelten anfiengen, so mußte er ihr System befolgern, welches uns aber ohnfehlbar ruinirt haben würde, wenn man es nicht bey Zeiten abgeändert hätte.

Ihr erstes Unternehmen war, alle Einnahmen des Königs in einen bessern Stand zu setzen. Sie fertigten Hauptregister, die jeden Rechnungsbeamten außer Stand setzen sollten, bey den Cassengeldern sich einigen Nutzen zu machen. Zu Paris wurde eine allgemeine Einnahms-Rentey errichtet, die mit den besondern Rechnungsämtern in Verbindung und Abrechnung stunde, und solchergestalt eine mit allen einzelnen Einnahmen zusammenhängende Generalrechnung des

ganzen Einnahmeertrags machte. Dann ließen sie die besondern Zweige der königlichen Einkünfte, die zu allen Zeiten verpachtet worden waren, selbst administriren. In der Speculation scheint dies zwar eine überaus nützliche Anstalt zu seyn, aber wenn sie zur Ausübung kommt, sieht man ihre Schädlichkeit ein. Die Paris sagten, der König verliere dabey nichts von seinen Einkünften, und könnte den Profit selbst genießen, den sonst die Pachtere gezogen hätten.

Ob es nun wohl erstlich sehr nöthig ist, daß man Rechnungsbeamten alle Mittel abschneide, sich von den Cassengeldern einen allzugroßen Nutzen zu machen, und sie zu ihrem Vortheile anzuwenden, und daß dies besonders zu der Zeit sehr gefährlich sey, wenn die Staatserfordernisse eine schnelle Einziehung und Erhebung der vorräthigen Cassengelder nöthig machen; so ist es doch wieder auf der andern Seite bedenklich, wenn man hierinnen allzuscharf verfährt: denn es ist außer Streit, daß wenn man den Einnehmern hierinnen einige Freyheit läßt, dadurch eine wohlthätige Circulation des Geldes in den Provinzen befördert, und der Handlung ein leichterer Umtrieb verschaft werde, so daß man von dieser Operation der Gebrüdere Paris zu sagen sich nicht entbrechen kann: Summum ius, summa iniuria.

Zweytens kann man die Errichtung einer allgemeinen Einnahmscasse, wohin die besondern Rech-

nungsbeamten alle ihre Cassengelder nach ihrem Calcul im Hauptregister von Zeit zu Zeit einzuschicken verbunden sind, aus eben diesem Grunde nicht billigen. Es entstehen daraus zwey unvermeidliche Uebel: erstlich werden solchergestalt alle Provinzen vom Gelde entblößt, das Commerz, welches nicht mehr wie sonst in bloser Vertauschung der Waaren bestehet, wird ohne alle Hofnung ruiniret; und fällt der Vertrieb der Waaren, so fällt auch der Werth der Grundstücke und Landgüter; hinfolglich müssen auch die königlichen Revenüen vermindert werden, die von den Abgaben der Lebensmittel erhoben werden: hiernächst aber kommen die, so in den Provinzen königliche Gelder einzutreiben haben, dabey um allen Credit, so daß man durch sie künftig keine Anlehne mehr machen kann, welches doch öfters unumgänglich erforderlich ist; denn es ist gar nichts fremdes, daß sich der König genöthigt findet, durch seine Unterthanen für sich Gelder aufnehmen zu lassen, wenn er seinem eigenen Credite mißtrauet. Und im Grunde ist es immer einerley, ob der König selbst oder ein anderer für ihn Gelder hebet, er muß doch allemal die in seinem Namen gemachten Schulden bezahlen, das Publikum aber glaubt doch immer besser zu fahren, wenn es bey Vorleihung seiner Gelder mit dem Regenten nicht selbst zu thun hat.

Drittens ist die eigne Administration aller Revenüen-Artickel wahrhaftig nicht die beste Art der Staats-

wirthschaft; sie vergrößert die Aufwandskosten, und der jährliche Ertrag ist immer ungewiß, so daß man niemals die ordentlichen Ausgaben darnach reguliren kann; überdies benimmt sie Leuten, die sich mit Pacht abgeben, die Gelegenheit etwas zu gewinnen, welches bey vorkommenden Umständen ein großer Fehler ist, wie ich schon bey Erwähnung der Justitzcammer gezeigt habe.

Ueberhaupt ist diese Frage schon mehrmalen für und wider abgehandelt worden, und man sollte glauben, daß die, so die eigne Administration für schädlich halten, recht hätten, denn sonst würde man nicht immer wieder auf die Verpachtungen gekommen seyn, die viel bequemer sind, und dem Könige über die Erhebung der Pachtgelder freye Hand lassen.

Diese Einrichtungen nun gaben den Vorwand zu der wider den Leblanc und seine Anhänger gebrauchten ausserordentlich harten Behandlung. Was man davon auf eine vernünftige Weise denken könne, ist schon erwähnt worden. Eigentlich hatten die Brüder Paris und der Herr von Breteuil persönliche Absichten dabey, und sie brauchten diese nur zum Vorwande, den Herrn Leblanc einzuziehen, und ihn dem Parlemente auszuliefern, welches ihm den Proceß machen sollte. Ihr desfalsiges Verfahren würde nicht zu tadeln seyn, wenn sie nur hinlängliche Beweise zu Leblancs Ueberführung gehabt hätten; da ihnen aber diese fehlten, so handelten sie

schlecht; und wirklich konnte auch das Publikum aus der Verwirrung, worein sie hernach über diese Sache geriethen, sicher abnehmen, daß sie mehr zur Befriedigung ihrer persönlichen Rache, als zum Besten des Königs so gehandelt hatten. Nach der Zeit haben die jetzt Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker sich der nehmlichen Art der Verfolgung bedient, die sie jetzt selbst einführten.

Die zweyte Staatsoperation der Paris war die Einführung der Abgabe des Funfzigsten von allen Einkünften und Früchten der Unterthanen in Natura. Der Generalcontroleur setzte sich derselben mit Fug und Recht nachdrücklich entgegen, und der geringe Eindruck, den seine Vorstellungen bey dieser Gelegenheit machten, trug wohl das meiste zu dem Entschlusse bey, daß er seine Dienstentlassung forderte, die er aber zu erhalten das Glück nicht hatte: denn die Paris waren viel zu schlau, als daß sie ihm solche hätten bewilligen sollen; sie wollten, wenn ihre Operation glückte, in den Augen des Volks die Ehre davon haben, wenn sie aber fehl schlug, so hatten sie doch jemand in der Stelle, auf den sie die Schande einer verwegenen Unternehmung wälzen konnten, von der sie doch die wahren Urheber waren.

Dieser Funfzigste war eine ganz neue Auflage, deren Einkünfte man zu Wiederablösung der Renten bestimmt hatte. Man kann mit geringer Mühe einsehen,

daß diese Abgabe schädlich, lastend und beynahe unerträglich war. Wenn man nachrechnete, so war dieser Funfzigste eigentlich der Sechzehnte. Das war eine erstaunliche Taxe, zumal zu einer Zeit, da keine dringende Ursache außerordentliche Auflagen erforderte; sie war außerordentlich drückend für die Besitzer der Ländereyen und verderblich für die Pachter und Verwalter der Landgüter: Es war ohnmöglich, die Anlage derselben mit einer durchgehenden Gleichheit zu machen; zu ihrer Beytreibung mußte man große ganz unvermeidliche Unkosten verwenden; es hatte Schwierigkeit, Magazine zur Aufbewahrung der Feld- und anderer Früchte zu errichten, die in Natura geliefert werden sollten; unschicklich war es, königliche Officianten bey einem Monopol anzustellen, das für den König von keinem Nutzen seyn konnte, dem gemeinem Manne aber den Vertrieb der Erzeugnisse entzog oder wenigstens erschwerte: überhaupt war sie eine Quelle beständiger Streitigkeiten unter dem Adel, den Rechnungsbeamten und den Bauern: über lang oder kurz hätte man sie in eine Geldabgabe verwandeln müssen, und es wäre gut gewesen, wenn man es gleich anfangs gethan hätte, wie es ehemals bey Einführung des Zehenden geschah, bey dem man noch die vermeinte Vorsicht brauchte, zu verordnen, daß er nicht verpachtet werden sollte. Man war aber in Paris so einfältig, und glaubte, alle Auflagen müßten nothwendig die Sum-

men einbringen, die sich nach der Ausrechnung auf dem Papier ergaben. Ein Irrthum, dabey man sich gewaltig verstößt, denn man kann sicher rechnen, daß die Einnahmegebühren und Reste jeder selbst administrirten königlichen Einnahmecapitel die Einkünfte derselben um ein Drittel vermindern. Düverney war von der Vollkommenheit seines Projects so eingenommen, daß er es mehrmalen so hitzig vertheidigte, als wenn es eine physische Wahrheit gewesen wäre: was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das war kein Mensch ihm wieder auszureden im Stande, und dieser Starrsinn hat den Herzog außer dieser jetzigen Sache noch mehrmals in die größte Verlegenheit gesetzt: dieser war es, der die schreckliche Wirkung der Pariser Brodtheurung bey dem Mißwachse im Jahre 1725 veranlassete.

Diese Theurung entstand ganz ohnfehlbar aus einem spitzbübischen Betruge, der dem Düverney nicht unbekannt war, und allen Anzeigen nach den Verdacht rechtfertigte, daß der General-Policeylieutenant Herr von Ombreval der Urheber davon gewesen sey. Die Wahrscheinlichkeit davon war mit so vielen und starken Anzeigen unterstützt, daß man sich genöthigt sah, diese ungerechte Magistratsperson abzusetzen, die aber doch die Frau von Prye, welche bey ihren Speisegesellschaften darüber nur ihren Scherz trieb, wider den Volkshaß in ihren Schutz nahm.

Düver=

Düverney hätte der damaligen Theurung und Mangel leicht vorkommen oder ihm doch abhelfen können, wenn er nicht bey den gewählten Hülfsmitteln nach seiner Art so außerordentlich langsam und verzögernd verfahren wäre, denn diese waren so wenig zureichend, dem Mangel abzuhelfen, daß beynahe in Paris ein Aufruhr darüber entstanden wäre.

Dergleichen unangenehme Vorfälle ereignen sich gewöhnlich in so unermeßlich großen Ansiedelungen, wie die Stadt Paris ist, die mit den übrigen Theilen des Königreichs zusammen genommen, einen ungeheuern Körper ausmacht. Dieser Riesenkopf wird immer das Ministerium in beständiger Aufmerksamkeit und Furcht erhalten. Schon der Mangel einer an und für sich allenfalls entbehrlichen Sache kann eine Ursache zu gefährlichen Bewegungen werden.

Ich kehre nun zu den allgemeinen und besondern Staatsaffairen wieder zurück, die sich zu Anfang der Ministerschaft des Herzogs von Condé ereigneten.

Seine erste Unternehmung war eine Promotion von Ordensrittern und Marschallen von Frankreich. Er wollte Belohnungen ertheilen und sich damit Anhänger verschaffen, und bey solchen Bewegursachen war es kein Wunder, daß er nicht einsah, wie unnöthig und unschicklich es sey Männer zu Marschallen von Frankreich zu ernennen, die darzu dem größten Theile nach

viel

viel zu unvermögend und ungeschickt oder dieser Stelle gar nicht würdig waren.

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Verhältnisses mit dem spanischen Hofe. Absichten der Königin auf Frankreich. Philipp des V. Thronentsagung. Der römische Hof. Hofintriguen, die auf den Herzog von Conde, den Cardinal Polignac und den Bischof von Freius Bezug haben. Verfolg der Uneinigkeit des Hauses Orleans mit dem Herzoge von Condé.

Um die nehmliche Zeit erfuhr man die auf unsere allgemeinen Affairen Einfluß habende große Neuigkeit, daß der König von Spanien die Krone niedergelegt, sich nach Saint Ildephonse begeben und dem Prinzen von Asturien die Regierung abgetreten habe. Das war ein fataler Streich, indem er sich zu einer Zeitperiode ereignete, da die Deutschen auf dem Congresse noch Schwierigkeiten machten, dem Don Carlos die bereits ausgefertigten eventualen Belehnungsurkunden auszuhändigen; man würde es auch zu Cambray so weit nicht gebracht haben, wenn man diese Neuigkeit für die Kaiserlichen nicht 24 Stunden lang verborgen gehal-

halten hätte, die sie nur wenige Augenblicke nach der Aushändigung erst erfuhren, und sich nicht wenig darüber ärgerten.

Man kann eigentlich nicht sagen, was Philipp den V. zur Niederlegung der Krone bewogen habe. Die, so da glauben, daß dieser König ohne seiner Gemahlin Beyrath nichts unternommen habe, und die ihre Herrschbegierde kennen, sind der Meinung, es hätten Ihre catholischen Majestäten sich der Regierung nur deswegen entledigt, damit sie auf die erste Nachricht von dem Ableben unsers Königs nach Frankreich überzugehen unbehindert seyn möchten. Und diese Meinung ist die wahre, ob sie gleich das Publikum nicht für Wahrheit gehalten hat. Daß Ihre Majestäten den gethanen Schritt ihrer Erfernung von der Regierung nicht bereueten, verhinderte blos der Gedanke an eine künftige Regierung; und so haben es alle Regenten gemacht, die in der Absicht, sich mit der Ewigkeit zu beschäftigen, sich der Regierungslast entzogen haben. So eifrig fromm und religiös Philipp V. auch gewesen seyn mag, so ist doch nichts gewissers, als daß ihn seine Frömmigkeit für den Ueberdruß in seiner unbeschäftigten Einsamkeit nicht würde schadlos gehalten haben, und daß er diesen Entschluß nicht blos um des Reichs Besten willen genommen habe. Er trat die Regierung an einen jungen unerfahrnen und mit Factionen umgebenen Prinzen, und zwar zu einer Zeit, ab,

wo noch wichtige Staatssachen abzuthun waren, die einen König erforderten, der durch seine Jahre Respect einflößete, und von dem man glauben konnte, daß er wirklich selbst Regente sey. Die Königin von Spanien verlor dabey nichts, denn ob sie sich gleich nach Saint-Ildephonse zurück gezogen hatte, so regierte sie doch immer noch wie vorher. Alle Ausfertigungen, die unter dem Namen des neuen Königs ins Publikum kamen, waren am Hofe zu Saint-Ildephonse resolvirt, oder doch wenigstens von diesem eingeleitet worden. Diese Einrichtung konnte aber ohnmöglich lange bestehen, oder mußte sich wenigstens auf eine sehr unangenehme Art endigen: auch sogar Familientrennungen und Freundschaften mußten daraus entstehen. So waren in Spanien selbst Carl V. nach seiner Kronentsagung und Philipp II. auf dem Throne, weniger in gutem Verständnisse, als sie es vorher gewesen: und es ist nicht zu leugnen, daß bey dergleichen Vorfallenheiten die Unterthanen gewöhnlich schlechter regiert werden, und die Hofleute sich mehr herausnehmen.

Bey dieser verwirrten Lage wurde der Marschall von Tessé als Abgesandter nach Spanien geschickt. Es war dies ein eitler und hoffärtiger Mann, der einen sinnreichen Einfall (bon mot) mehr liebte, als die Arbeit in den ihm aufgetragenen Geschäften, dahero konnte der Marquis da la Paro alles mit ihm machen,

was

was er nur wollte. Ein sicherer Beweis, daß der Marschall zu diesem Posten ungeschickt war.

Seine Absendung hatte drey Gegenstände; der eine ist öffentlich bekannt, die zwey andern aber geheim gehalten worden. Der erste war, daß er das zu Madrid errichtete neue geheime Rathscollegium uns geneigt zu machen suchen sollte, indem die auf dem Congresse in Unterhandlung stehenden Materien eine genaue Zusammenhaltung von Frankreich und England eines, und von Spanien andern Theils, unumgänglich erforderten, daß er die Mitglieder des geheimen Raths persönlich auskennen lernen und erforschen sollte, in welchem Verhältnisse die Höfe zu Saint-Ildephonse und zu Madrid mit einander ständen, und wo eigentlich der Mittelpunkt der Unterhandlungen seyn möchte, welche die allgemeinen europäischen Angelegenheiten erforderten.

Sein anderer Instructionspunkt war, daß er dem König Philipp über seine Thronverlassung Vorstellung thun, und ihn bereden sollte, der spanischen Krone nicht gänzlich zu entsagen, indem Umstände eintreten könnten, die eine abermalige Veränderung der neuen Regierungsform nöthig machten. Hätten wir zur Zeit der Regierungsentsagung einen geschickten Minister in Spanien gehabt, so würde sie vermuthlich nicht geschehen seyn; so aber war es ein Mann, der zu gar nichts taugte, der ohne allen Charakter und ohne alle Mini-

sterfähigkeiten war, und der, da er die Neuigkeit der Abdankung erfuhr, sich dem Könige zu Füßen warf, und seine christlichen Tugend = Vollkommenheiten bewunderte, die seine Entschließung ihm zum Triumph machte.

Der dritte Punkt war, daß er erforschen sollte, was die sich zurücke gezogenen königlichen Herrschaften für Gesinnungen hegten, im Falle der noch junge und schwächliche König in Frankreich sterben würde; und daß er ihnen die Versicherung geben sollte, der Herzog von Conde, als der Rival des Hauses Orleans, werde ihre Rückkunft nach Frankreich möglichst befördern, wenn jener Fall einträte. Ueber diesen Punkt wurden auch von den königlichen Herrschaften zu Saint-Ildephonse und dem Marschall verschiedene Conferenzen gehalten, und es kam nur noch auf die Bestimmung der Nebenumstände an, ob der König mit seiner ganzen Familie nach Frankreich zurücke kehren, oder ob der jüngere Sohn König in Spanien bleiben, und der älteste Frankreich beherrschen sollte. Es ist aber hier der Ort nicht zu untersuchen, ob dies Project ausführbar oder eine blose Chimäre gewesen sey. Andere wichtigere Vorfälle machten der ganzen Unterhandlung über diese Sache ein Ende, und veranlasseten andere Maasregeln.

Der persönliche Haß des Herzogs von Conde gegen den Herzog von Orleans verleitete ihn oft zu

übereilten und ganz unnöthigen Schritten. Er wollte dem Herzoge von Orleans nicht den mindesten Schein von Hofnung lassen, aus dem vorseyenden Vergleiche mit Spanien einigen Vortheil zu ziehen. Das hatte er aber wahrhaftig von ihm zu befürchten nicht Ursache, denn da er weder die Talente noch die Herrschsucht seines Vaters hatte, mochte er zwar allenfalls bey Philipp dem V. einige seiner Anhänger und Diener anzustellen gesucht haben; nimmermehr aber hätte er sich an die Spitze einer Parthey gestellet, die er, wie Heinrich IV. mit dem Degen in der Hand hätte anführen müssen. Der Herzog von Orleans war darzu viel zu unentschlossen und fürchtete sich mehr als jeder andere.

Ueberdies gab das Verlangen, sich den König Philipp V. zum Freunde zu machen, zu diesem Betragen des Premierministers einige Veranlassung. Er wußte, daß die Ministers nicht immer vermögend sind, Forderungen abzuschlagen, wie sie ein so naher Anverwandter des Hauses Bourbon, wie Philipp V. war, thun konnte; und er mochte auch in so ferne Recht haben, da er sich von der Zeit an, als er die Premierministerstelle zum größten Verdrusse und Misvergnügen der übrigen ihn darum beneidenden Prinzen an sich gebracht hatte, nicht als einen Prinzen, sondern nur als blosen Minister ansehen mußte.

Eine andere zunächst eintretende Ereignis aber gab offenbar zu erkennen, daß alle diese Vorschritte des

Herzogs übereilte und wunderliche Einfälle gewesen waren.

Der Pabst Innocent XIII. starb zu Anfange des Merzmonats, und dieser Todesfall veranlassete den Herzog, seine Maasregeln zu nehmen, daß der Bischof von Freius nicht den päbstlichen Stuhl besteigen möchte, welches er befürchtete. Nun mußten die französischen Bischöfe ins Conclave abgefertigt werden, so wie es das alte Herkommen erforderte, eine Gewohnheit, die zwar für uns überaus vortheilhaft war, so lange die französische Partey zu Rom entweder die Oberhand hatte, oder doch wenigstens den andern Parteyen das Gleichgewicht hielt, jetzt aber von gar keinem Nutzen mehr ist, da die kaiserliche Partey zu Rom ein so grosses Uebergewicht bekommen hat, daß sie uns völlig überlegen ist. Die Bischöfe von Rohan und von Bissy waren im Begriffe, ins Conclave abzureisen, der Herzog aber wußte, oder glaubte wenigstens, daß sie mit dem Bischofe von Freius in genauer Verbindung stunden, und wagte es dahero nicht, ihnen seine geheimen Absichten anzuvertrauen. Der Cardinal Polignac war noch zurück, der aber seit dem Vorgange mit dem Prinzen Cellamare in geringe Betrachtung kam, und den seine wahre oder vorgegebene Anhänglichkeit an das Haus Maine dem Herzoge verdächtig gemacht hatte. Dieser Cardinal wünschte ebenfalls abzureisen, seine Freunde aber wünschten, daß er aus der ihn bishieher

so

so drückenden Ungnade wieder zu Gnaden kommen möchte. Der Herzog ließ mit ihm sprechen und erhielt die Versicherung, daß er ihm nach seinen Absichten zu dienen bereit wäre. Auf dies Versprechen erhielt der Cardinal die Erlaubnis zur Reise ins Conclave, mit der Versicherung, daß er als französischer Geschäftsträger zu Rom bleiben sollte. Und jeder von beyden erfüllte auch die eingegangenen Verbindungen; man hielt dem Cardinale Wort, und dieser seines Ort hintertrieb durch geheime Veranstaltungen die Erhebung des Bischofs von Freius zum Kirchenhaupte, so lange der Herzog Premierminister war. Der Requetenmeister Maudat und die Demoiselle Tambonneau führten diese Intrigue, und die mündlichen Ausrichtungen geschahen mehrentheils durch einen Canzleyverwandten des Herrn von Morville. Durch ein so unerwartetes Ohngefehr glückte es dem Cardinal von Polignac, dem vorhero keine seiner Unternehmungen seines Leichtsinnes wegen gelingen wollte, daß er auf dem Welttheater nunmehro eine Hauptrolle spielte. Er mußte bey dieser Gelegenheit über die Versicherungen seiner Treue noch alle Anhänglichkeit an den Herzog und die Herzogin von Maine förmlich abschwören, und ich glaube, daß er auch in diesem Puncte Wort gehalten hat, ob sich gleich eben keine besondere Gelegenheit ereignete, dabey man ihn darüber hätte auf die Probe stellen können.

Wäre es dem Herzoge nicht so dringend angelegen gewesen, den Bischof von Freius vom päbstlichen Stuhle zu entfernen, so würde der Cardinal von Polignac am Hofe nie wieder empor gekommen seyn. Dieser Cardinal stammte aus einem hohen Hause ab, hatte ein glückliches und munteres Genie, besaß außerordentliche Kenntnisse und die Gabe der Wohlredenheit und Ueberzeugung, und dem ohngeachtet mußte er sein Leben in des Hofs Ungnade zubringen, weil er einmal Parteylichkeit bewiesen hatte. Bey Hofe vermögen die immer am meisten, die sich zu gar keiner Partey halten; alle wirklichen Parteyen fürchten sich für sie und suchen sie an sich zu ziehen. Hätte der Cardinal diese Mittelstraße gehalten, so würde er ein wichtiger Mann worden seyn, anstatt daß er nun nicht weiter kam, als andere vor ihm mit weit geringern Talenten gekommen waren.

Ohngefehr um diese Zeit erhielt der Herzog von Orleans des Königs Einwilligung zu seiner Vermählung mit einer Prinzessin von Baden. Blos seiner Mutter, der verwittweten Frau Herzogin von Orleans, zu gefallen, hatte er sich zur Heyrath entschlossen, denn sie wollte schlechterdings, daß er sich vermählen sollte, und zwar mit einer Prinzessin, die sich ganz unter ihre Hand schmiegen würde. Auf die Beschreibung, die der erste Cammerdiener des Herzogs von Orleans, Imbert, von der Prinzessin von Baden gemacht hatte,

wurde

wurde diese zu seiner Gemahlin gewählt, und es hat sich seitdem ausgewiesen, daß sie sich mit dem Hofe gut zu betragen wußte. Wäre sie länger am Leben geblieben, würde sie ohnfehlbar das Regiment über ihre Schwiegermutter sowohl als über ihren Gemahl behauptet, und sie mit dem Herzoge von Conde wieder ausgesöhnt haben.

Schmeichelhaft für den Premierminister war eben die Art nicht, mit welcher der Herzog von Orleans sich die königliche Bewilligung zu seiner Vermählung vom Könige erbat, denn er übergieng dabey den Herzog von Conde gänzlich. Da über die bey solchen Gelegenheiten herkommlichen Einrichtungen getroffen werden sollten, zum Beyspiele, die Anwerbung um die Prinzessin im Namen des Königs, und die Abschickung eines Abgesandten von Stande zum Brautwerber, ließ es der Herzog an sich kommen, nur die äußern Wohlanständigkeiten zu veranstalten. Denn erstlich wollte er vom Könige nur ein bloßes Compliment ausrichten, und die Anwerbung in seinem Namen nicht thun lassen: zweytens machte er Schwierigkeiten über die Person des zu wählenden Abgesandten, und wollte Niemand darzu nehmen, der dem Herzoge von Orleans angenehm gewesen wäre. Nach langem Disputiren bestimmte er sich endlich für den Marquis von Matignon. Dies alles geschah von beyden Theilen mit so vielen Unannehmlichkeiten, daß es die orleansische Familie

dem Herzoge von Conde dafür wenig Dank wußte, so wie dieser mit den bittern Critiken, welche die Orleanssischen bey dieser Gelegenheit äußerten, schlecht zufrieden war.

Neunzehntes Kapitel.

Fortsetzung der auswärtigen Affairen.

In eben diesem Jahre wurden die vornehmsten Minister als Gesandte an die auswärtigen Höfe geschickt. Der Abbe Dûbois hatte alle Staatsangelegenheiten vernachläßigt; man hatte keine Berichte von den Höfen, als von schlechten Secretairen, welche die gehörigen Kenntniße und Einsichten nicht hatten, das Vertrauen jener Höfe zu erhalten, welches doch das einzige Mittel ist, die vorfallenden Affairen glücklich zu beendigen. Man mußte so zu sagen ein ganz neues politisches Ministerchor in Europa schaffen. Alle die Instructionen, die man ihnen mitgab, bezogen sich auf die Verhandlungen des Congresses zu Chambray, bis zu dessen Schlusse alles hingehalten werden sollte.

Zu Chambray giengen die Unterhandlungen zwar eifrig und thätig fort, es kam aber zu keinem Abschlusse. Frankreich und Engeland, welche die Vermittlung über=

übernommen hatten, unterhielten ein heimliches Verständnis mit den spanischen Ministern: die kaiserlichen kamen aber darhinter, wurden dahero mistrauisch, und handelten mit möglichster Fürsicht. Sie und die Spanier blieben beyde standhaft bey ihren vorgetragenen Forderungen, ohne im mindesten davon etwas fallen zu lassen, und es war wenig Hofnung vorhanden, daß durch bloße Conferenzen auf dem Congresse eine Vereinigung zu Stande kommen werde, weil die italienischen Angelegenheiten, und besonders das Interesse des Herzogs von Parma, dem Congresse mächtige Hindernisse in den Weg legten. Die mailändische Regierung hatte an dem Herzoge verschiedene schreyende Ungerechtigkeiten ausgeübt, und die Kaiserlichen versprachen ihm Genugthuung zu verschaffen, wenn er diese, wie sie sagten, nach seiner Vasallenpflicht am Wiener Hofe suchen, und sich diesfalls an keine fremden Höfe wenden würde, die in dergleichen Angelegenheiten nichts zu sagen hätten, überhaupt für den Congreß nicht geeignet wären.

So schwer und verworren aber eine strittige Sache sonst seyn mag, so findet sich doch immer ein Ausweg zu ihrer Erörterung. Nur bey dieser parmesanischen Sache fehlte es gänzlich daran; denn welche Auskunftsmittel die Ministers der vermittelnden Höfe auch vorschlugen, so wurden sie doch theils von den kaiserlichen Ministern verworfen, theils thaten sie den

Parme=

Parmesanischen keine Gnüge. Diese recht geflissene Unnachgiebigkeit wurde uns endlich verdächtig, und die Ursache davon klärte sich bald auf, da wir erfuhren, daß ein Baron von Riperda im größten Geheim nach Wien abgegangen wäre. Wenn man dem Berichte des Marschalls von Tessé hätte Glauben beymessen dürfen, so war diese Reise nur ein ausgesprengtes Gerede, denn so hatte es ihm der Marquis von Paxo mit der vertraulichsten Aeußerung versichert; und doch war die ganze Sache durch dessen Hände gegangen.

Da der König Ludwig I. zu Spanien noch am Leben war, hatte man zu Madrid, und vorzüglich auf einer Reise, die der König kurz vor seinem Ableben nach Ildephonse machte, verschiedene Vorschläge des Wiener Hofs, die besonders für die Königin von Spanien sehr schmeichelhaft waren, und ihr große Aussichten eröfneten, in Ueberlegung gezogen. Diese herrschsüchtige Prinzessin verließ sich nicht sonderlich auf die Engeländer, denen sie nicht traute, und von unsrer Regierung machte sie sich eben nicht die besten Begriffe, glaubte daher, sie würde am besten fahren, wenn sie gerades Weges, und ohne Mittelspersonen, sich mit dem Kaiser vergliche. Dies Geheimnis wurde dem Marquis de la Paro anvertraut, und Grimaldo sollte es ausführen, ob man gleich wußte, daß er den Engeländern aus Erkenntlichkeit sehr ergeben sey. Der Baron von Riperda, den man als einen Mann kannte,

te, der wichtige Affairen zu behandeln im Stande sey, wurde zum diesfalsigen Gesandten nach Wien ernannt, und bekam den Auftrag, behutsam zu gehen und auszuforschen, von welcher Seite man sich die mehreste Aufrichtigkeit und den größten Vortheil zu versprechen haben möchte.

Die Sache wurde aber entdeckt, ehe noch unsre Entschließung, die Infantin wieder nach Spanien zurücke zu schicken, öffentlich bekannt wurde, und dies beschleunigte die Wiener Negociation, und der Mismuth der Königin von Spanien brachte sie zu dem Entschluße, sich auf die Seite des Wiener Hofs zu schlagen. Diesen Entschluß wird man zu allen Zeiten, als eine sonderbare Sache ansehen müssen. Die Königin von Spanien tractirte mit der einzigen Macht, zu der sie jederzeit kein Vertrauen gehabt, und der sie nur vor kurzen noch die Erklärung gethan hatte, daß sie niemals mit ihr in Verbindung treten würde. Sie that noch mehr, sie ließ alle ihre Ansprüche fallen, von denen sie doch wußte, daß die vermittelnden Höfe sie zu ihrem Vortheile auf dem Congresse zu behaupten beschloßen hatten. Wenn man aber den eigentlichen Character der Königin von Spanien kennt, und von dem ganzen Geheimniße des Wiener Tractats den gehörigen Aufschluß hat, wird man sich weniger darüber zu verwundern Ursache haben. Die Königin von Spanien war herrschsüchtig, liebte nichts, was nicht ihren Lei-

denschaften schmeichelte, war eine geschworne Feindin von allem, was französisch heißt, hatte vielleicht schon Vermuthungen von der Zurücksendung ihrer Tochter, und hegte folglich gegen den Herzog von Conde den größten Haß.

Der Kaiser versprach ihr, doch ohne schriftlichen Contract, eine Erzherzogin für den Don Carlos, und machte sich anheischig, wenn unser König sterben sollte, Philipp den V. auf den französischen Thron zu setzen, dagegen aber sollte ihm der Elsaß und die Franche-Comté eingeräumt werden. Dies waren Versprechungen, die eben so verführerisch als belachenswerth, für die aber, so Antheil daran nahmen, von großem Uebergewicht waren.

Die Zurücksendung der Infantin wurde zu Eingang des Jahres 1724, oder wenigstens in den ersten Tagen der Reise des Hofs nach Chantilly, völlig beschlossen. Der erste Gedanke, der sich einem hierüber aufdringt, ist die Frage, wie es ein so Geistesschwacher und furchtsamer Herr, wie der Herzog von Conde war, habe wagen können, ein so großes und gefährliches Unternehmen auszuführen, das mit der Schonung, welche er gegen Spanien beobachten zu müssen glaubte, im größten Widerspruche stand, und die eigentliche Ursache der Abgesandtschaft des Marschalls von Tessé war. Die wahren Ursachen, die den Premierminister so ernstlich auf die Vermählung des Königs denken

ließen,

ließen, und wie alle widersprechende Umstände zu ihrer Beförderung nur mehr beytrugen, will ich hier anzeigen.

1) Die Spanier drangen sehr in den Herzog, daß er die förmliche Verlobung des Königs mit der Infantin vor sich gehen lassen sollte, und diese Zudringlichkeit erschwerte eine legale Aufhebung der eingegangenen Eheverbindlichkeiten, die das ungleiche Alter des Königs und der Infantin zu vollziehen nicht erlaubte, nur destomehr. 2) Sah der Herzog die Zurückschickung der Infantin als das sicherste und kürzeste Mittel an, die orleanssische Familie von der Thronbesteigung zu entfernen, und solchergestalt die Frage thätig zu erörtern, ob die Rechte des Geblüts, welche der König von Spanien vor sich hatte, oder die aus Tractaten entspringenden Ansprüche, darauf sich der Herzog von Orleans gründete, ein näheres Recht zur Krone gäben. 3) Wollte er anfänglich eine seiner Schwestern dem Könige zur Gemahlin geben, und glaubte, daß er damit sich bey dem jungen Könige nicht nur länger in Credit und Gnade erhalten, sondern sich auch für die listigen Unternehmungen seiner Mutter sichern würde, von welcher er vermuthete, daß sie sich über kurz oder lang mit seinen Feinden zu seinem Sturze vereinigen würde. Der Graf von der Mark hatte ihn auf diesen Gedanken gebracht, und ihm solchen desto annehmlicher zu machen, in einem schriftlichen Aufsatze zu erweisen

weisen gesucht, daß sich keine europäische Prinzessin besser zur Gemahlin des Königs schicke, als Mademoiselle von Sens.

Daß die Frau von Prye ihres Orts ebenfalls mit daran gearbeitet haben soll, den Herzog in diesem Entschluße zu befestigen, darf man nicht glauben. Diese Frau beherrschte ihn zwar ganz, hatte aber doch Verstand genug, um einzusehen, daß mit dem Falle des Herzogs auch ihre Herrschaft nothwendig ein Ende nehmen müßte, und aus Herrschsucht mußte sie natürlich auf Mittel denken, sich dabey zu erhalten. Das Beste schien ihr dahero zu seyn, dem König eine Gemahlin zu geben, die ihre Erhebung auf den Thron ihr zu verdanken zu haben glauben müsse. Dieses aber konnte sie von Mademoiselle von Sens weniger erwarten, als von einer fremden Prinzessin, die sich auf Niemand zu verlassen hatte, und man wird in der Folge sehen, wie viel dieser Gedanke darzu beygetragen hat, daß man die Prinzessin Tochter des Königs Stanislaus zur königlichen Gemahlin bestimmte.

Ich will nicht behaupten, daß dergleichen blos auf die Person der Minister sich beziehenden Gründe, wie ich sie jetzt erzehlt habe, nicht bisweilen in Staatsangelegenheiten eine gute Wirkung haben könnten; es geschiehet aber überaus selten, daß sie kaltblütig genug angehört werden, und vermögend genug sind, alle erforderlichen Triebfedern zur Erreichung der Hauptab-

sicht in Bewegung zu setzen, oder daß man einstimmig dabey zu Werke gehet. So hätte man, zum Beyspiele, die Infantin lieber gerade zurücke schicken, und dieses für besser halten mögen, als die öffentliche Verlobung derselben. Alleine es war wahre Klugheit, daß man alles anwendete, den König und die Königin von Spanien zum Aufschub dieser Ceremonie zu bereden. Hätte man sie allzuvoreilig in Furcht gesetzt, und ihnen mit der Zurückschickung der Prinzessin gedrohet, so würden sie nur dadurch Gelegenheit bekommen haben, sich in bessere Fassung zu setzen, und der Herzog würde die Abreise der Infantin bis auf einen Zeitpunct haben verschieben können, der für die allgemeinen Angelegenheiten am wenigsten nachtheilig gewesen wäre. Anstatt aber, daß diese eigentlich die Behandlungsart dieser Particular=Affaire hätte bestimmen sollen, war es die vorerwähnte persönliche Privatursache, welche dem Gange und der Handlungsweise dieser Negociation ihre Richtung gab. Die Anwendung dieses Princips wird sich nach und nach aus der Folge ergeben. Der Herzog mochte vielleicht bey sich glauben, die Zurücksendung der Infantin, einer Tochter aus der zweyten Ehe, werde weniger nachtheilige Folgen fürs Reich haben, da ihr Stiefbruder, ein Prinz aus der ersten Ehe, auf dem spanischen Throne saß, und daß diesem das Interesse der Kinder seiner Stiefmutter, die er zu lieben eben nicht Ursache hatte, wenig am Herzen lie=

gen werde. Alleine diese Absicht wurde mit dem Tode Ludwigs des I. der im Monat August 1724 verschied, vereitelt, und es scheint, daß man nun bessere Wege hätte einschlagen sollen, als die man wirklich wählte.

Denn nun giengen alle Bemühungen des Marschalls von Tesse nur dahin, den König von Spanien recht dringend zu bereden, daß er den spanischen Thron wieder besteigen möchte, den sein Sohn nur kurze Zeit besessen hatte. Das hieß aber im eigentlichen Verstande, Personen wieder zu spanischen Regenten machen, von denen man nothwendig erwarten mußte, daß sie das Vorhaben, so wir gefaßt hatten, auf das empfindlichste ahnden würden. Es gab eine Menge Mittel und Vorwände, womit man Philipp den V. hätte vermögen können, vom Throne entfernet, in seiner Einsamkeit zu bleiben. Denn wirklich hatte sich derselbe nicht das mindeste Recht zur Krone vorbehalten, und vermöge seiner Thronentsagung waren nach dem Tode Ludwigs des I. alle Gerechtsame der Thronfolge auf seinen jüngern Bruder verfället worden. Es wäre daher der Klugheit gemäß gewesen, Philipp dem V. durch Personen, die bey ihm etwas galten, und etwas bey ihm ausrichten konnten, diese Gründe beyzubringen. Solchergestalt würden wir in alle die Vortheile wieder eingetreten seyn, die wir bey Lebzeiten Ludwigs des I. genoßen, und wir würden uns den Vorwurf nicht zugezogen haben, den uns Philipp V. nach der Zeit

mach-

machte, daß wir ihn nur deswegen wieder auf den spanischen Thron gebracht hätten, um ihm einen Schimpf anzuthun, den wir schon lange vorher im Sinne gehabt hätten: ein Argument, welches der Herzog nie widerlegt hat, und zu widerlegen auch gänzlich außer Stand gewesen ist.

Die Beichtväter des Königs von Spanien waren sehr darwider, daß er die Krone wieder annehmen sollte. Ohne Verletzung des Gewissens konnte auch er die Regierung nicht wieder antreten; die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Prinzen von Asturien konnte er allenfalls übernehmen; aber unumschränkt herrschen, und im Namen eines Dritten regieren, ist ein sehr großer Unterschied. Diese Regentschaft, wenn er sie wirklich eingetreten hätte, würde für uns von gutem Nutzen gewesen seyn, dagegen konnte aber die Königin, da sie wieder die völlige Herrschaft bekam, uns die ihr angethane Beleidigung nie vergeben.

Man mag also unser Verfahren mit Spanien bey diesem Vorgange betrachten, wie man will, so muß man nothwendig gestehen, daß wir nichts weniger als staatsklug gehandelt, und große Blößen gegeben haben. Hätten wir uns allenfalls nur damit begnüget, nur von weitem merken zu lassen, daß wir die Infantin früher oder später zurücke schicken würden, so würde die Königin vielleicht Mittel gefunden haben, die Beleidigung weniger auffallend zu machen. Mit einem

Worte, Spanien würde zwar auf alle Fälle beleidigt worden, der Vortheil aber auf unserer Seite gewesen, dagegen aber der Herzog in steter Furcht geblieben seyn, daß man, während der Zeit der sich verziehenden Rückreise der Infantin, Gelegenheit finden möchte, ihn bey dem König in Ungnade zu bringen, der im Grunde wenig Lust, sich schon zu vermählen, bezeugte.

Die andern auswärtigen Mächte handelten klüger und kamen weiter. Man konnte leicht voraus sehen, daß sich Spanien ganz zur Partey des Kaisers schlagen würde, sobald die Nachricht der Rückreise der Infantin öffentlich ausbräche, und daß diese Verbindung gefährliche Folgen haben könne, wenn man sich nicht Alliirte verschaffte, deren Macht den Wiener Hof in Respect halten könnte. In dieser Absicht ließ man denn dem Könige von Preußen durch den Herrn von Ilgen eine Allianz antragen, doch so im Geheim, daß Niemand, auch nicht einmal der Graf von Rottenburg, der sich auf dem Congreße zu Chambray befand, und durch dessen Hände die Depeschen giengen, etwas davon erfuhr. Diese Unterhandlung zerschlug sich aber, weil der Berliner Hof unsere ihm gemachten Anerbietungen nicht vortheilhaft genug fand, und überhaupt sich nicht eher in ein Bündniß einlassen wollte, bis die auf dem Congresse in Unterhandlung stehenden Angelegenheiten sich etwas mehr aufgeklärt haben würden.

Ueberdies erforderten unsre Absichten und deren Bestes, daß wir die Staaten Niederdeutschlands, und besonders Hanover, wider die Anfälle des Czar, Peter des I. in Schutz nahmen, der mit dem König von Engeland noch immer nicht ausgesöhnt war. Es wurde dahero von unserer Seite auf das eifrigste auf eine Allianz mit Moscau gedrungen, und an einem Allianztractat zu Petersburg gearbeitet, in welchem der König von Engeland entweder als contrahirender Theil, oder als eine Nebenpartey mit eingeschloßen werden sollte. Die übertriebenen Forderungen des Herzogs von Hollstein aber, des Czars künftigen Eidams, von denen er im mindesten nichts nachgeben wollte, verhinderten, daß dieser Tractat zu Stande kam. Vielleicht würden wir diese Hinderniße noch beseitiget haben, wenn der Czar am Leben geblieben wäre. Dieser Herr war hinter eine Liebesintrigue der Czarin gekommen, diese aber wendete das ihr bevorstehende Todesurtheil damit ab, daß sie ihren Gemahl selbst in die Ewigkeit beförderte. Seit dieser Zeit wurde die Alliánzsache zu Moscau mit so großer Verwirrung und ohne alle Grundsätze behandelt, daß man sich genöthiget sahe, die ganze Unternehmung aufzugeben. Wien benutzte dies zu seinem Vortheil, und schloß nach der Zeit mit dieser Macht ein Bündnis, welches bis jetzt noch bestehet.

Solchergestalt hatten unsre gebrauchten Vorsehungsmittel die Wirkung nicht, die wir uns davon

versprochen hatten, und doch drangen die spanischen Minister, Lanles und Montleon noch immer auf die förmliche Verlobung der Infantin, und auf unsere diesfalsige Entschließung; und endlich konnte man nicht länger anstehen, sich zu erklären, der König wolle nicht darein willigen, und dies wäre seine eigne Erklärung.

Der König von Sardinien hörte diese Erklärung ganz gleichgültig an, da man sie ihm berichtete; zu Rom wurde sie außerordentlich gebilliget; Spanien aber brach darüber in den wüthendsten Zorn aus, der alle Beschreibung übertrift. Der Abbe von Livry bekam Befehl, Spanien zu verlassen, und mit einemmale wurden alle Unterhandlungen mit dieser Krone abgebrochen. Und unter solchen Umständen reisete die Infantin aus Frankreich ab. In Spanien bezeugte hierüber Niemand einige Verwunderung, und in Frankreich wurde sie von Niemand bedauert.

Das Publicum, dessen Sache es eben nicht ist, in der Politic große Einsichten zu haben, ist doch gleichwohl in dergleichen Fällen ein vernünftiger Beurtheiler. Es giebt politische Unternehmungen, die offenbar so bös oder so gut sind, daß man sie ohne große Anstrengung sogleich billigen oder tadeln kann. Es giebt politische Ereigniße, die ihrer Natur und Eigenschaft nach schon Folgen haben, die der gemeine Mann so gut voraus sehen kann, als wenn er die Politic nach

Regeln gelernet hätte. So hat man, zum Beyspiele, in Frankreich und in Spanien die Heimschickung der Infantin, als unvermeidlich, vorausgesehen. Selbst der verstorbene Herzog von Orleans würde sie so haben ansehen müssen, wenn er länger gelebt hätte. Er würde sich aber dabey ohnfehlbar anders benommen haben. Der Cardinal Dübois und dieser Herzog waren der kindischen Streiche, welche die Spanier machten, um dieses Kind als Königin und als königliche Gemahlin glänzen zu sehen, von ganzem Herzen überdrüßig, und würden jede Gelegenheit, sich deren zu entladen, mit Vergnügen ergriffen, und es für ein großes Glück angesehen haben.

Diese Sache gab allen Staatsgeschäften der europäischen Höfe eine andere Wendung. Die Königin von Spanien gab dem Riperda Befehl, seine Unterhandlung abzuschließen, wie es nur gehen wolle: sie ließ erklären, daß sie Frankreich nicht mehr für einen Vermittler erkenne, die englische Mediation aber bat sie sich noch fernerhin aus, England hingegen gab zu erkennen, daß es sich in dem Vermittlungsgeschäfte von uns nicht trennen könne. Warum die Engeländer uns diesen Beweis der Ergebenheit und Treue gegeben haben, wird weiter unten vorkommen.

Kurz darauf meldete uns die Königin von Spanien, daß sie nunmehro den Frieden mit dem Wiener Hofe abgeschlossen habe, und lud uns zu dessen Bey-

tritt ein. Wir und Engeland äußerten hierauf, daß wir die Sache in Erwägung nehmen wollten, in einigen Tagen darauf gaben wir aber zu erkennen, daß wir diesen Frieden nie annehmen würden. Und nun wurde der Congreß zu Chambray aufgehoben, und die Affairen geriethen in die große Verwirrung, in der sie sich bis dato noch befinden. Dies veranlassete uns, die Allianz mit Engeland ferner beyzubehalten, und mit Holland ein engeres Bündniß zu schließen, als das von 1717 war, von dem oben Erwähnung geschehen ist.

Diese Politik würde nun eben nicht unrecht gewesen seyn, wenn wir sie nur in ihre gehörigen Grenzen einzuschränken verstanden hätten, und wenn wir nicht, aus Mangel der Macht, dabey die Sclaven unserer Alliirten worden wären.

Da man noch mit dem Gedanken umgieng, die Infantin wieder nach Spanien zu bringen, dachte man schon auf eine andere Gemahlin für den König. Der Herzog hatte, wie wir bereits gesehen haben, anfangs seine Schwester, Mademoiselle von Vermandois, darzu bestimmt. Man hatte alle Mühe von der Welt, ihm diese Wahl auszureden, denn wenn gleich diese Vermählung für ihn selbst ein Glück gewesen seyn würde, so war sie es doch nicht für den Staat. Inzwischen drang doch seine Mutter stark darauf, so sehr sie auch der Herzog versicherte, daß seine Schwester nach ihren ihm gegebenen schriftlichen Versicherungen das Klo-

ster zu verlassen nicht gesonnen sey, und er mußte aus Gefälligkeit gegen die Frau Herzogin geschehen lassen, daß sie selbst eine Reise nach Tours machte und die Gesinnungen ihrer Tochter erforschte, ob sie im Kloster bleiben oder auf ihr Zureden lieber Königin werden wollte. Die Reise gieng vor sich, die junge Prinzessin aber blieb auf ihrem Entschlusse, und erklärte, daß sie den stillen Aufenthalt im Kloster den verführerischen aber gefährlichen Reitzen der Krone vorzöge. Es hat sich aber nach der Zeit ausgewiesen, daß ihre frommen Gesinnungen nicht immer die nehmlichen geblieben sind, denn sie hat dem Publikum viel von sich zu reden gegeben und ihm den Irrthum benommen, daß sie nicht die tugendhafteste Person ihres Geschlechts sey, wofür man sie gehalten hatte.

Die Frau Herzogin gerieth über diese Erklärung in den heftigsten Zorn, und hätte es beynahe gewagt, zu verlangen, daß an ihrer Tochter Stelle Mademoiselle von Charolois oder Mademoiselle Clermont zur königlichen Gemahlin gewählt werden sollte, darwider aber so viel einzuwenden war, daß man des Herzogs Einwilligung darzu sich ohnmöglich versprechen konnte.

Wenn ich die Sprache eines Staatsmannes reden darf, so muß ich sagen, daß es das größte Unglück sey, das sich nur ereignen kann, wenn eine Prinzessin zur Gemahlin des Königs gewählt wird, die ihn mit einer allzugroßen Anverwandtschaft im Reiche selbst

schwer belästiget, wie es ehemals bey den Guisen vorkam, die sich durch Verdienste und Talente besonders auszeichneten, und darum nur desto gefährlicher waren: — oder wenn es eine Prinzessin ist, deren Familie durch sie zu einem überwiegenden Ansehen gelanget. In kurzen werden ihre Verwandten Herren des Königs und des Reichs, und man hat beynahe kein Beyspiel, daß sie ihr erlangtes Ansehen nicht gemisbraucht hätten. Unsere Geschichte kann davon traurige Beweise aufstellen.

Der Herzog mußte übrigens noch den seine eigne Person betreffenden Umstand in Betrachtung ziehen, daß ihm der König von Spanien den Vorwurf machen würde, er habe bey der Erhebung seiner Schwester zur Königin nur seine eigne Herrschbegierde beabsichtiget. Diesen Gedanken würde er mit allen nur immer möglichen Vorstellungen niemand ausgeredet haben, denn die höchste Wahrscheinlichkeit, welche bey dem gemeinen Volke stets so viel als Wahrheit ist, machte ihn glaubwürdig.

Aus eben den Staatsursachen, welche eine Schwester des Herzogs vom Throne ausschlossen, konnte auch keine lothringische Prinzessin gewählt werden, und man kann es allen denen, die zu ihrer Ausschließung mitgewirket haben, nicht genug verdanken. Man hätte sich aus der Vermählung mit einer Prinzessin aus diesem Hause großen Nachtheil zu befürchten und keine

poli=

politischen Vortheile zu versprechen gehabt; überdies ließ es der Herzog wohl bleiben, daß er der orleansischen Familie einen Triumph zubereitet hätte, denn die Herzogin von Lothringen war eine gebohrne Prinzessin von Orleans.

Da nun keine von diesen beyden Prinzessinnen gewählt werden konnte, so mußte man auf eine fremde bedacht seyn, deren aber wenige waren, die sich für den König vollkommen geschickt hätten. In Deutschland waren zwar einige catholische Prinzessinnen, man fand aber doch keine, an deren Hause man nicht mehr oder weniger auszusetzen gehabt hätte. Die Prinzessin von Portugall war von allzuvornehmer Geburt; und man hielt sie bisweilen für etwas verrückt im Kopfe: die drey Prinzessinnen von Modena aber waren Anverwandte des Herzogs von Orleans worden, und das entschied schon beym Herzoge ihre Ausschließung an und vor sich.

Die Czarin hatte ihre Tochter mit den verführerischsten Anerbietungen für unsere politischen Aussichten anbieten lassen; man hielt aber ihre Geburt einigermaßen für zweydeutig, und ihre Aufführung für verdächtig, konnte sich dahero nicht entschließen, das königliche französische Blut mit einem wilden und unedeln Geblüte zu vermischen.

Man that damals den nicht ganz verwerflichen Schritt, daß man bey dem verstorbenen König von England um eine von seinen Enkelinnen Anwerbung thun

ließ.

ließ. Wäre diese Anwerbung angenommen worden, so wäre es drum für uns nicht gut gewesen, denn die Vereinigung der beyden Höfe würde deswegen doch nicht inniger, die Vermählung selbst aber in der folgenden Zeit ohnfehlbar eine Ursache des Mistrauens und der Spaltung beyder Höfe worden seyn. Die, so zu dieser Vermählung riethen, sahen schon im Voraus, daß sie nicht zu Stande kommen würde, glaubten aber doch, daß ihr Antrag dem Könige von England schmeicheln, und ihm Empfindungen der Erkenntlichkeit gegen uns einflößen, zugleich aber auch ihn abhalten würde, den Wiener und Madrider jetzt vereinten Höfen Gehör zu geben.

Und dies erfolgte auch wirklich: der König von Engeland war zwar entschlossen, eine seiner Enkelinnen Ew. Majestät zu geben, seine wohlgesinntesten und treuesten Minister aber gaben zu erkennen, daß sie ohne offenbare Verletzung der englischen Gesetze zu dieser Heyrath nicht rathen könnten; demohngeachtet erhielt dieser Antrag den König in guten Gesinnungen gegen uns, und die Gefühle des Großvaters beförderten alles, was er in der Folge als König that, nicht wenig.

Zwanzigstes Kapitel.

Vermählung Ludwigs XV. mit Maria, des Königs Stanislaus Tochter. Auswärtige Affairen. Der hanövrische Tractat. Ungnade des Herzogs von Conde.

Wenn man die Vermählung des Königs länger verschoben hätte, so würde die Heimschickung der Infantin weniger zu entschuldigen gewesen seyn, man mußte dahero schleunig darüber zu einem Entschlusse kommen. Der Herzog von Conde betrieb dahero das Heyrathsgeschäfte mit der Prinzessin Tochter des Königs Stanislaus. Man beschrieb dieselbe als ein Wunder der Schönheit und des Verstandes, und die Frau von Prye, der daran gelegen war, daß sich der Herzog nicht selbst vermählte, lag ihm recht dringend an, er möchte seine eigenen Heyrathsabsichten auf diese Prinzessin der Vermählung des Königs aufopfern. Man sagte ihm, daß er damit einen besondern Edelmuth zeigen würde, und die Frau von Prye hatte die Absicht, sich durch die Beförderung dieser Vermählung bey der künftigen Königin sich verdient zu machen, um an ihr eine Stütze zu bekommen, die stärker und dauerhafter wäre, als die Zuneigung des Herzogs. Sie veranlassete daher, daß der Vauchaux abgeschickt wurde, die Person und Eigenschaften der Prinzessin in Person zu untersuchen. Man kann sich leicht einbilden, daß sein Bericht davon über-

aus

aus günstig ausfiel, und hierauf wurde auch die Vermählung beschlossen, so sehr auch die Herzogin von Lothringen über diese Zurücksetzung sich ereiferte, und von den Fehlern der Prinzessin Marie eine Menge falscher Gerüchte aussprengte, die wir alle nicht achteten.

Außerdem sagte man, alle Personen von Einsicht tadelten die Wahl der Tochter eines polnischen Edelmanns, der durch König Carls XII. zu Schweden Gnade nur auf einen Augenblick König gewesen, darauf aus seinem Reiche verbannet, und ohnerachtet der Geldunterstützungen von Frankreich in die schimpflichste Armuth verfallen wäre. Wenn man aber keine Portugisin, keine Lothringerin, keine Conde, und keine Russin haben wollte, welche sollte man denn wählen? Der Vorwurf der Armuth hat freylich seine Richtigkeit, und mir ist selbst mehr als zu wohl wissend, daß die Frau von Prye sogleich nach der Bekanntmachung der Verlobung, Hemden und Kleider für die Prinzessin fertigen lassen mußte. Diese Wahrheit darf ich nicht verschweigen, weil Ew. Majestät mir die reine Wahrheit zu sagen befohlen haben.

Die Zeit der Einrichtung der Hofstadt für die Königin war so voller Intriguen, daß man sich kaum einen Begriff davon machen kann. Der erste Anstand war, wo man eine tugendhafte Frau zur Ehrendame der Königin herbekommen solle. Alle, die darzu in Vorschlag kamen, waren übel berüchtiget gewesen, oder

waren es noch. Die einzige Herzogin von Saint-Simon wäre zwar darzu wählbar gewesen, weil ihre Aufführung untadlich war, ihr Mann aber stund in keinem sonderlichen Ansehen, und das machte, daß man sie nicht nahm. Nach dieser glaubte man keine schicklichere Dame zu finden, als die Marschallin von Boufflers, aber auch diese hielt man nicht für ganz fehlerfrey. Dies ist wohl der bündigste Beweis von dem Sittenverfalle unter der vorigen Regierung.

Mit der Wahl der übrigen Hofdamen nahm man es so gar genau nicht, man hätte sonst gar keine nehmen dürfen, denn es waren unter den angenommenen nur wenige, deren Gunstbezeugungen der Herzog nicht sonst genossen hatte oder noch genoß.

Die Stelle der Oberhofmeisterin bey den Hofdamen war für die junge Prinzessin von Conti bestimmt, und sie war schon in Versailles angekommen, diese ihr versprochene Stelle anzutreten; am Tage aber ihrer Ankunft daselbst, bekam sie Mademoiselle von Clermont, weil der Herzog von Conti, ihr Gemahl, allerhand anzügliche Reden hatte laufen lassen, und die Frau Herzogin sie verfolgte.

Diese Art von angethanem Schimpf veranlassete einen hitzigen Wortwechsel zwischen dem Premierminister und dem Herzoge von Conti, die von dem Tage an einander nicht mehr ausstehen konnten. Es würde eine überflüssige Sache seyn, wenn ich alle getroffenen

Anstal-

Anstalten und Ceremonien bey der Brautwerbung, Heimholungsreise und dem Einzuge der jungen Königin weitläuftig beschreiben wollte. Von der lächerlichen Art aber, wie man Ew. Majestät von der Ehe unterrichtete, will ich nur ein paar Worte sagen. Ganz sicher wußten Sie damals noch nichts von den Pflichten des Ehestandes; ihr Temperament schlief noch, und forderte noch nichts; es war Ihnen nur ein Vergnügen, von der Vermählung sprechen zu hören, so wie es Kindern gewöhnlich eine Freude macht, wenn man ihnen etwas davon vorsagt.

Man hielt dahero für das schicklichste Mittel, Sie mit den Geheimnissen der Ehe bekannt zu machen, wenn man Ihnen geile Gemählde und Kupferstiche zeigte, damit sie beym Beylager von allem unterrichtet seyn möchten. Es ist sonderbar, wenn man bey dergleichen Gelegenheiten auf Mittel fällt, die Verstand und Einbildungskraft verderben können: besser wäre es daher gewesen, man hätte Ew. Majestät durch Aerzte und Chirurgen unterrichten lassen, die durch Erzehlungen von Sachen, die eigentlich zu ihrer Kunst gehören, Ihnen so viel gesagt haben würden, als nöthig gewesen wäre. Glücklicherweise aber hat Ihr kluger Verstand eine Methode unwirksam gemacht, die Sie mehr zu Ausschweifungen hätte verleiten, als ihnen Pflichten beybringen könnnen, zu welchen Sie die Religion und die priesterliche Einsegnung berechtigten.

Wäh=

Währender Zeit, da der Herzog vorbesagtermaßen den König in der Lehre hatte, war die Frau von Prye nach Strasburg gereist, um der jungen Königin von dem Hofstaate, von ihrem künftigen Benehmen am Hofe, und von den Verbindlichkeiten, die sie dem Premierminister schuldig wäre, ihn beym Könige in Gnaden zu erhalten, Unterricht zu ertheilen. Ein Abgesandter von dieser Art vergißt sein eigenes Interesse niemals, und das konnte man auch der Frau von Prye und ihren Absichten, die sie bey Führung dieser ganzen Sache gehabt hat, sicher zutrauen.

Diese Abschickung war wahrhaftig ein schlechter Ministerstreich vom Herzoge. Wie konnte er wohl glauben, daß die Königin das nicht wisse, was sie ihm zu danken habe? War die Frau von Prye im Stande, ihr den König genau kennen zu lernen, was doch die Hauptsache war? Sie und der Herzog kannten ihn ja selbst nicht hinlänglich. Die Abschickung derselben hatte also keinen andern Endzweck, als daß die Königin erfahren sollte, wen der Herzog und die Prye für ihre Feinde hielten. Das hieß aber in der That ihr unnöthige Vorurtheile beybringen. Hatte die Königin Verstand und Einsicht, so würde sie jene am Hofe schon selbst kennen gelernet haben; war sie aber eine Person, die zu Vorurtheilen aufgelegt war, so hätte man ihr keine beybringen sollen, denn damit kommt man selten in einem Lande fort, worinnen man als ein Fremdling

angesehen wird, und doch als ein Kenner desselben darinnen erscheinen will.

Die Beschäftigungen mit der Vermählung des Königs hatten uns keine Zeit gelassen, die Folgen zu bemerken, welche der Wiener Verein mit Spanien haben könnte, und zwar nicht sowohl die öffentlich bekannt gewordenen Artickel desselben, als die geheimen, von denen wir nichts wußten.

Wir hielten es für zuträglich, wenn die Verbindungen mit England wieder erneuert werden könnten, und das geschah durch den Herrnhausener oder Handverischen Tractat, welchem der König von Preußen wider unsern Willen als ein contrahirender Theil beyzutreten verlangte. Ich sage: wider unsern Willen, weil uns die Unbeständigkeit des Königs bekannt war. Er schloß auch kurz darauf aus blosem Eigensinn und aus Empfindlichkeit über diesen fehlgeschlagenen Beytritt ein Bündnis mit dem Kaiser. Der Verdacht, den wir darüber haben mußten, veranlassete uns, die Allianz von Hollstein und Schweden desto eifriger zu suchen. Diese beyden Negociationen kamen glücklich zu Stande, so wie auch eine andere mit Dänemark, welches uns ein Corps Truppen zu geben versprach, die Handverischen Staaten zu bedecken, und den König von Preußen damit in der Entfernung zu zu halten, dessen Verlassung unserer Partey uns eben

nicht

nicht sonderlich bekümmerte, weil wir sie vorher vermuthet hatten.

Indem wir nun solchergestalt uns auf den Nothfall um Allianzen bewarben, suchten wir zu gleicher Zeit durch öffentliche officielle Vermittlung des päbstlichen Nuncius, und durch geheime Einleitungen des Abbe von Mongon, die wider uns aufgebrachten catholischen Majestäten wieder zu besänftigen und sie zur Wiedervereinigung mit uns zu bewegen. Die Bedingungen aber, die sie dabey machten, und die alle auf die Entsetzung des Herzogs abzielten, waren so beschaffen, daß wir daraus abnehmen mußten, sie wären zu einer Aussöhnung schlechterdings nicht geneigt. Dieser Umstand nun, nebst der Aeußerung des zu Madrid wieder eingetroffenen Herzogs von Riperda, welcher sich öffentlich wider die Engländer erklärte, veranlassete, daß auch wir den Herrn Stanhope aus Spanien wieder abruften, welches alle fernere Unterhandlungen mit England nunmehro gänzlich abbrach, so wie es auch vorhero mit uns gebrochen hatte.

So groß aber auch immer die Verwirrung unserer Staatsangelegenheiten war, so hätten sie doch zu unserer Zufriedenheit erörtert werden können, wenn nicht eine englische Schiffsflotte Portobello belagert hätte, ohne daß wir vorhero ein Wort davon erfahren hatten. Diese Art der Kriegserklärung der Engländer bewog Spanien zu dem thörichten Entschluß, die Be-

lagerung von Gibraltar zu unternehmen, und die Feindseligkeiten auf der See begonnen, ohne daß eine Kriegserklärung voraus gegangen wäre.

Der Herzog hatte von der Bestimmung der englischen Flotte schon einen Monat vorher, ehe sie auslief, Nachricht erhalten. Unbegreiflich war es also, warum er gar nichts that, dieses zu verhindern, es würde ihm nur ein Wort gekostet, und die Engländer würden diesen Schritt gewiß nicht gethan haben, wenn er nur die Drohung geäußert hätte, daß wir uns widrigenfalls von ihnen trennen würden. Dieser Fehler ist dem Herzoge nicht zu vergeben, und die Nachkommenschaft wird ihm solchen auf immer zur Last legen. Dabey blieb es aber nicht, denn nachdem man den Engländern blos seinen Unwillen zu erkennen gegeben hatte, gab man ihnen noch eine besondere Garantie über den Besitz Gibraltars, statt ihre verwegene Unternehmung darzu zu nutzen, daß wir die Ketten, die sie uns angelegt hatten, hätten abschütten können.

Glücklicherweise waren die Engländer und die Spanier nicht zu einem förmlichen Kriege geneigt, und es kam zu Friedenspräliminarien, während welchen die Affairen wieder mit einiger Ruhe bearbeitet werden konnten.

Da ich in meiner bisherigen Erzählung die Ordnung der Geschichtsfolge nicht habe unterbrechen wollen, so habe ich von dem Sturme des Herzogs, der

in

in Ungnade fiel, und am Pfingstfeste 1726 nach Chantilly verwiesen wurde, noch nichts erwähnen können. Einsichtsvolle und aufgeklärte Männer sahen dieses schon lange vorher, und alle Handlungen des Herzogs selbst trugen darzu bey, diesen Fall herbeyzuführen und zu beschleunigen. Er hatte eine Methode angenommen, die über kurz oder lang einem Herrn von seinem Diener lästig werden und mißfallen muß, wenn er in die Jahre kommt, die ihn fähig machen, Vorträgen gehör zu geben, die seiner Eigenliebe schmeicheln: er ließ nehmlich Ew. Majestät keinen Augenblick aus den Augen, belagerte Sie gleichsam auf allen Seiten und war über jedermann ausgelassen neidisch, dem Recht und Herkommen gestattete, sich Denenselben zu nahen.

Am stärksten ließ er seine neidische Eifersucht wider den Bischof von Freius aus, den er niemals bey Ew. Majestät allein lassen, und ihn, wenn er mit seinem Herrn arbeitete, stets entfernt haben wollte, so daß sie darüber mehrmalen in heftigen Wortwechsel geriethen.

Zu der Zeit brachen allenthalben die heftigsten lautesten Klagen über die abscheuliche und schlechte Verwaltung der Finanzen im Publikum aus. Man legte diese dem blinden Zutrauen des Premierministers gegen den Düverney zur Last, schrie wider die Plünderungen der Frau von Prye, und es war gar ein leichtes, Ew. Majestät über das Aergernis, welches eine solche Aufführung beym Volke veranlassete, aufzubringen. Einige

nige Vertraute des Herzogs riethen ihm, die Frau von Prye fortzuschicken, und sie und den Düverney dem Publikum aufzuopfern, und sagten ihm sogar, daß er den letztern nunmehro gar nicht mehr brauchen könne, seit er sich mit seinen Brüdern entzweyt hätte, welche den Finanzgeschäften eigentlich gewachsen waren. Es hielt überaus schwer, ihn zu der Entfernung der Frau von Prye zu bereden, er hielt darüber mit seinen Freunden einen geheimen Rath, und es wurde beschlossen, daß sie einsweilen auf eine Zeitlang sich von ihm trennen sollte: der Herzog aber konnte sie nicht lange entbehren, und man wurde kurz darauf überzeugt, daß diese Trennung nur eine blose Comedie gewesen war. Düverney hatte sich damals mit der Frau von Prye veruneiniget, und hinterbrachte dem Herzoge verschiedene Streiche von ihr, in der Absicht, ihn völlig von ihr abzubringen, dies beschleunigte aber die Rückkunft der Frau von Prye nur noch mehr: denn der Herzog war blind in Absicht dieser Frau, und glaubte, alles, was sie ihm sage und rathe, ziele nur auf die Erhaltung seines Ruhms ab: dahero glaubte er dem Düverney nicht; über dieses hatte er dessen Erzählungen seiner Dame wieder gesagt, und diese beschloß dahero, sich deswegen zu rächen, und den Düverney zu stürzen. Es würde ihr auch ohnfehlbar gelungen seyn, wenn nicht die Verabschiedung des Herzogs alles wieder ins Gleiche gebracht hätte. Sie ereignete sich zu einer Zeit,

da

da er am festesten in des Königs Gnade zu stehen glaubte, er hatte am Tage vorhero mit einem seiner vertrautesten Diener, mit dem er ohne alle Verstellung zu reden pflegte, darüber gesprochen, und war solchergestalt der Einzige, der von seinem ihm bevorstehenden Schicksale nichts wußte; das machte, weil er nichts glaubte, als was ihm die Prye sagte, und dieser Glaube versagte der Wahrheit allen Eingang bey ihm, und der Frau von Prye war äußerst daran gelegen, daß der Herzog in der Sicherheit gelassen würde, worinnen er war.

Im Grunde war er ein ehrlicher Mann, man kann aber aus der Geschichte seiner Ministerschaft lernen, daß die Ehrlichkeit alleine einen Premierminister Frankreichs nicht mache: er muß hinlängliche Einsichten besitzen, solche Räthe wählen zu können, die seines Vertrauens würdig sind. Sein ganzes Vertrauen setzte er auf den Düverney, der ein Narr war, und auf die Prye, die ihn betrog, und weder ein reines Herz noch reine Hände hatte. War es nun also in Rücksicht auf den Staat nicht eben so gut, als wenn der Herzog selbst alle die Fehler seiner beyden Favoriten gehabt hätte? Und dahero trugen auch diese zu seiner Verweisung nach Chantilly das Ihrige mit bey; denn ein Minister ist stets für alle die Uebel verantwortlich, die seine Vertrauten veranlassen.

Bis hieher und nicht weiter bin ich diese Geschichte fortzuführen befehliget worden. Die Ungnade des Her=

zogs und die Unterzeichnung der vorher erwähnten Präliminar-Friedensartickel zwischen England und Spanien sind in Beziehung auf unsre innern und auswärtigen Affairen eine merkwürdige Epoque, bey der ich stehen bleiben kann. Von dieser fängt eine neue Geschichte an, die mir hier in ihrem ganzen Umfange zu erzählen ohnmöglich ist, es würde dies auch jetzt schon zu frühzeitig seyn, überdies ist sie Ew. Majestät schon vollkommen bekannt.

Ich hätte also von den Personen, die ich auf den Schauplatz brachte, alles das Böse offenherzig gesagt, so mir von ihnen wissend war, es darf mich dahero niemand im Verdacht haben, als ob ich eine Satyre hätte schreiben wollen. Zudem kann meine Freyheit im Schreiben noch den Nutzen haben, daß meine nächstfolgenden sich auf den Inhalt des gegenwärtigen Werks beziehenden Anmerkungen mehrere Glaubwürdigkeit finden.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Beschluß und Wiederholung des Inhalts dieses Werks. Verfall der französischen Nation. Mittel diesem Staate wieder aufzuhelfen. Grundsätze einer guten Regierung.

Es ist vielleicht in unserer Geschichte kein Beyspiel von einer Regentschaft zu finden, die so ruhig gewesen

wäre,

wäre, als die Regentschaft des Herzogs von Orleans. Nur ein einziges kriegerisches Jahr mit unsern Reichs-Nachbaren; nur ein einziges Exempel der strengen Gerechtigkeit im Innern des Reichs unterbrachen diese tiefe Ruhe auf kurze Zeit. Dem Anscheine nach sollte dies dem Herzoge von Orleans zum Ruhme gereichen. Alleine man darf daraus nicht folgern, daß die Minderjährigkeit Ludwigs des XV. dem Reiche minder nachtheilig gewesen sey, als die unter den vormaligen Königen es waren. Findet man in den Anecdoten dieses Werks kein Blutvergiesen, keine Grausamkeiten, und keine verhaßten Verweisungen; so zeigen sie uns doch das Bild eines durch ein fehlerhaftes auf Eigensinn gegründetes System in höchsten Verfall gerathenen Reichs, die Entfernung rechtschaffener Männer von Geschäften, herrschsüchtige und übelberüchtigte Favoriten, unbelohnte Tugenden, und eine begünstigte und darüber triumphirende Ausgelassenheit der Sitten. Das sind die tiefen Wunden, die man dem Staate schlug, und ich zweifle, ob die Unruhen eines Kriegs, die vorübergehend sind, ein größeres Unglück sind, als die verführerische Ruhe unter lasterhaften Fürsten, welche Tugendgefühle abstümpft und die Herzen verderbt.

Unter der Regentschaft rißen der Luxus, die Weichlichkeit, ausschweifende Vergnügungen, und Streben nach Reichthum ein, und einer that es dem andern darinnen zuvor. Die ehemaligen Diener des verstor-

denen Königs in verschiedenen Amtsstellen hielten sich für zu alt darzu, um eine edlere Nachahmungsbegierde beym Volke zu erwecken, die ausgelassene Freyheit wurde dahero so hinreißend, daß sie weder Vermahnung! noch Beyspiele aufgehalten und verbesserte Sitten eingeführt haben würden.

Der Jugend waren so verderbliche Lehren beygebracht worden, daß man von ihr weder gute Handlungen noch Tugenden und Rechtschaffenheit, noch eine wahre Seelengröße erwarten konnte. *)

Nur

*) Masillon besaß die Gabe der Vorhersagung, wie alle grossen Männer seines gleichen, und der Ausgang hat die Wahrheit seiner Vorhersagungen bestätiget. Die alte Regierung, vom Tode Ludwigs des XIV. an gerechnet, hatte das französische Volk so verdorben, daß sie seit der Zeit schlechterdings keiner großen in die Augen fallenden Thaten mehr fähig waren. Welche Lehre für Ludwig den XV. wenn er sie hätte fassen können. Masillon sagte ihm im Jahre 1730, daß nichts als die Tugenden des Königs eine in Verfall gekommene Nation wieder erheben könnten, er drohete ihm mit der Verachtung aller andern Nationen, und sogar mit einem möglichen Aufstande seines Volks, welches, wie er sagte, unternehmend würde, sobald es seine Könige nicht mehr respectirte: und der König ohne Herz und Character, der dem Masillon eine Geschichte seiner Minderjährigkeit abforderte, nahm sich nicht so viel Zeit, aus dem Verfalle, worein es der Druck der Großen und deren Laster, hauptsächlich in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, sichtbarlich gestürzt hatten, zu retten. A. d. H.

Nur eine einzige Sache kann sie wieder so tugendhaft machen, als ihre Vorfahren es waren, nemlich das Beyspiel eines beherzten Königs, der gut regiert und selbst regiert, außerdem werden wir der Spott der Nationen, und zunächst ihre Besiegten; denn wenn ein König den Respect verliert, dann werden die Völker unternehmend.

Man darf aber überhaupt nicht glauben, daß nur die unmündigen Jahre eine Regierungsminderjährigkeit bestimmen, es giebt auch Regenten, die nach der Volljährigkeit noch unmündig sind. Diese bleiben unmündig, wenn sie über ihre Unterthanen die Regierung nicht selbst führen, und für die Reichsgeschäfte unbesorgt, sie ganz solchen Männern anvertrauen, die oft mehr ein blindes Ohngefehr, als geprüfte Tugenden und Talente ihnen empfohlen haben. So waren unsere alten unthätigen Könige, die nur den Namen der Könige hatten, die Regierung aber und die ganze königliche Autorität ihren Pfalzgrafen (maires du palais) überließen. Man betrachte aber auch die Folgen, die eine solche Regierung nach sich ziehet. Wer eine unbegrenzte Autorität und Gewalt in Händen hat, kann sie leicht misbrauchen.

Eine gute Staatsregierung muß sich hauptsächlich in den Aeußerungen einer für das Volk unaufhörlich wachenden Liebe zeigen: und wer soll es wohl mehr lieben, als der, so für seine Person darzu berufen, und

dessen

dessen eigenes Interesse es ist, die Unterthanen so zu regieren, wie man Lieblingskinder zu ziehen pflegt? Sollte das aber wohl ein König zu thun vermögend seyn, der kein anderes Interesse bey seiner Regierung kennet, als sich nur immer mehr neue Creaturen zu machen, und die alten zu belohnen, und der seine Anhänger und Diener nur nach den Gnadenaustheilungen berechnet, die er zwar als König, aber doch immer nur nach seinem persönlichen Gutbefinden freygebig verschwendet?

Aus dieser Ursache sollte man nie einen Prinzen oder andern großen Herrn zu Führung der Reichsgeschäfte anstellen. Die Könige werden immer deren Sclaven, und von jenen regiert; es entspinnen sich durch sie herrschende Factionen, die sich weit ausbreiten, und vor die sich jene fürchten müssen, so mächtig sie auch sind, und selten dürfen sie sich — daß ich so sagen darf — unterstehen, den Prinzen oder großen Herrn, der sich bey dem übertragenen Geschäfte schlecht verhält, zu verabscheuen, aus Furcht sich allzuviele Feinde und Misvergnügte zu machen. Diese Maxime hat der verstorbene König beständig befolgt, und sich deutlich darüber erklärt, seitdem er einsehen gelernt hatte, daß die Großen je talentvoller desto herrschsüchtiger sind, und der souverainen Autorität nicht untergeordnet seyn wollen, worzu sie doch die natürliche Ordnung der Dinge anweiset.

„Ich

„Ich mag — sagte dieser Monarch — keine andern „ren Minister, als Männer vom mindern Stande, die „weder Würden noch Standestitel haben. Diese kön„nen keine andern Gnadenbelohnuugen erwarten, als „von mir; sie können keinen andern Vorsatz haben, „als solche Gnaden durch ihre treuen Dienstleistungen „zu verdienen, sind auch nicht im Stande sich herrsch„süchtige Systeme zu bilden, die mich beunruhigen „könnten. Wenn ich mit ihrem Betragen nicht zufrie„den bin, kann ich sie wieder fortschaffen, ohne mir „Misvergnügte unter dem mich stets umgebenden „Hofe zu machen, und ohne daß das Publicum darüber „murret.“ So hat man den verstorbenen König in vertrauter Gesellschaft oft sprechen hören.

Da sich nun seitdem unsre Könige mehr in Autorität gesetzt, und diese kleinen Souverains kürzer gehalten haben, die alle Pflichten der Treue erfüllet zu haben glaubten, wenn sie bey Gelegenheit einige unbeträchtliche Dienste im Felde geleistet hatten, so haben diese Herren nunmehro keine weitere Obliegenheit mehr, als die, durch ihr Daseyn den Thron unserer Könige mehr zu verherrlichen, und diesem Throne, dessen Stützen sie sind, mehrern Glanz zu geben. Fallen Feldzüge vor, so vergießen sie ihr Blut fürs Vaterland, das ist ihr wesentlicher Vorzug und ihr wahrer Beruf, keineswegs aber der, sich mit Staatsgeschäften zu bemengen, oder gar zu regieren, welches die

Könige selbst thun müssen, wenn anders die Größe des Staats, und die Menge der Affairen ihnen dieses nicht ohnmöglich macht.

In diesem Falle brauchen sie Unterstützung, und es ist ihnen erlaubt, sich solcher zu bedienen, ohne daß sie deswegen aufhören Könige zu seyn. Denn es ist ganz was anders, mit Beyrath seiner vertrauten Diener etwas zu beschließen, als sich von seinen Ministern beherrschen, und sich von ihnen wie ein Blinder leiten zu lassen. Es ist ohnmöglich, daß Könige alleine die erforderliche Kenntniß von so vielen Vorfallenheiten in einem Reiche sich sollten erwerben können, deren jede, so zu sagen, die ganze Lebenszeit eines einzelnen Mannes beschäftiget. Es wird auch nicht erfordert, daß sie, um gute Regenten zu seyn, Gelehrte seyn müßen, denn als solche würden sie von ihren Einsichten vielleicht allzusehr eingenommen seyn, und aus Eigenheit und Eigenliebe die besten Rathschläge ihrer klügsten und einsichtsvollesten Minister verwerfen. Es ist schon genug, wenn sie nur häufige Ueberlegungen anstellen, nicht sowohl über Sachen, die man ihnen vorträgt, denn bisweilen haben dergleichen Vorträge nur falsche und interessirte Absichten zum Grunde, als vielmehr über die Geschichte der Könige, ihrer Vorfahren: in diesem Wahrheitsspiegel müssen sie sich fleißig besehen, er wird ihnen immer die uneigennützigsten Rathschläge finden lassen, und sie für die giftigen Hauche der

Schmeich=

Schmeichler verwahren. Sie müßen sich nur fest überzeugen, daß Jedermann ihnen zu gefallen sich bestrebe, und um ihre Gnade zu erhalten, gewiß den Weg der Wahrheit nicht einschlagen werde, wenn es anders nicht bekannt ist, daß sie die Wahrheit gerne hören: sie müssen endlich wissen, daß auch sie, so wie alle andere Menschen, ihre Fehler haben, und wenn sie sich bestreben, solche kennen zu lernen, so gereicht das nicht zu ihrer Verkleinerung, sondern giebt ihnen nur Anlaß, solche in Tugenden umzuschaffen.

So lange ein König noch minderjährig und zum Selbstregieren noch zu jung ist, erhält er von seinen Unterthanen nur einen Schein von Verehrung, und wird nie gut bedient seyn, weil man Königen in keiner andern Absicht Dienste leistet, als wenn man hoffen kann, dafür belohnt zu werden; und solchergestalt dient man eigentlich dem Minister, wenn dieser den König vorstellet. Die Hofdienste, die man der Person eines minderjährigen Prinzen erweiset, sind eine bloße Prunksache, damit man nur dem gemeinen Volke die Augen blendet, giebt aber dem, den die Geschlechtsfolge zwar für den Thron bestimmt, der sich aber in seinen Jugendjahren mit der wahren Regierungskunst nicht bekannt gemacht hat, keinen größern Zuwachs von Verehrung.

Belehrte man die Könige in ihren unmündigen Jahren schon von den Zerrüttungen, die eine Regentschaft im Reiche anrichten kann, so würde sie dieses bey Zeiten zu guten Regenten bilden, und sie einsehen lernen, wie sehr man ihren Namen und Autorität misbrauchet. Er würde solchergestalt in ihren Herzen

die

die edle und rechtmäßige Ehrbegierde erwachsen, Selbstherrscher zu werden, und Räthe anzunehmen, nicht um durch sie seinen Eigenwillen geltend zu machen, sondern mit ihnen zu überlegen, wie sie von ihrer königlichen Gewalt den heilsamsten Gebrauch zu des Landes Besten machen können. Wenn Könige noch sehr jung zur Regierung gelangen, begehen sie allemal Fehler, die aber ihre Unterthanen gerne übersehen, wenn sie nur wissen, daß sie nicht von dem Einrathen der Minister herrühren, denn sie sehen gemeiniglich die ersten Fehler, als einen Unterricht an, den sich Könige selbst geben, und die sie für die Zukunft fürsichtiger machen können, größere Fehler zu vermeiden. Die Natur hat schon, so zu sagen, die Pflicht des Gehorsams gegen unsere Souverains in unsre Herzen eingewebt, und es fällt uns gar nicht schwer, solchen aufs strengste auszuüben. Einem Minister aber, dem die nachgebende Schwachheit eines Prinzen die unumschränkte Regierung überläßt, findet man den nemlichen Gehorsam zu erweisen keine Verbindlichkeit, ob er gleich der Verkündiger und Erklärer der königlichen Willensmeynungen ist.

Möchte doch Gott geben, daß unser jetziger Beherrscher, den uns seine Güte, als einen Abstämmling vom Blute unserer Könige, bis hieher erhalten hat, diese Wahrheiten Zeit seines Lebens tief erwäge, und ohne das Staatsruder aus seinen eigenen Händen zu geben, uns so glücklich mache, als es uns seine zunehmenden Tugenden aufs zuversichtlichste hoffen lassen.

Histo=

Historisches Fragment

abgefaßt

von Massillon.

Reisebeschreibung des Königs Stanislaus von Pohlen, Vaters der Königin von Frankreich, von Versailles bis Warschau, vom 22. August bis den 8. Septemb. 1733.

Der französische Abgesandte in Pohlen, Marquis von Monti, hatte in seinen Berichten dem Könige gemeldet, daß, wenn der König Stanislaus sich jetzo persönlich in Pohlen einfände, er nicht nur durch seine Anwesenheit viele Magnaten dahin bringen würde, ihn wieder zu ihrem König anzunehmen, sondern daß auch viele von der Oppositionsparthey auf seine Seite treten würden, wannenhero er aus triftigen Gründen eine Reise desselben nach Pohlen für unumgänglich nöthig erachte. Auch der König selbst hielt diese Reise nach Pohlen für nothwendig, und ließ den Stanislaus und seine Gemahlin am 15. August von Chambord nach

Versailles einladen, und gab ihnen zu erkennen, daß er, der König von Pohlen, die Reise dahin, und zwar zu Lande, werde machen müssen.

Bey seiner Ankunft legte ihm der Canzler die eingegangenen Berichte des Herrn von Monti vor, der anrieth, diese Reise möglichst zu beschleunigen, wenn er König in Pohlen zu werden wünschte.

Dieser Herr war auch sogleich darzu entschlossen, und erklärte sich gegen die königlichen Minister, daß da die Sache in der Lage sich befände, wie sie der Gesandte des Königs beschrieben hätte, so wäre er bereit, sogleich nach Pohlen zu gehen, zumal da der Wahl-Landtag mit nächstem eröfnet werden sollte.

Der Cardinal von Fleury und der Canzler hatten inzwischen, um die Landreise des Königs zu verheimlichen, die Einrichtung getroffen, daß eine fingirte Einschiffung des Königs Stanislaus auf einer königlichen Schifsflotte, die von Brest auszulaufen im Begriff war, veranstaltet, und dabey ausgestreut werden sollte, es würde derselbe im Danziger Hafen wieder ans Land gehen.

Die Abreise desselben wurde also auf den 22. August nach dem Entwurfe, den man schon vor drey Monaten darzu gemacht hatte, festgesetzt, und an diesem Tage gieng der König von Pohlen von Trianon, welches Schloß er seit seinem Aufenthalte am Hofe be-

wohnt

wohnt hatte, nach Meudon, um dem Dauphin und den königlichen Prinzessinnen daselbst aufzuwarten.

Während der Mittagstafel brachte ihm Pajot de Villers einen Brief vom Canzler, darinnen dieser meldete, er habe einen Courier aus Warschau bekommen, und wenn Seine königliche Pohlnische Majestät die Gnade haben wollten, nach Chaville zu kommen, das von Meudon und von Versailles nur eine Meile entfernt ist, so wolle er sich auch daselbst einfinden, und die von dem Courier mitgebrachten Depeschen vorlegen. Diese Zusammenkunft erfolgte auch, und der König und der Minister unterredeten sich über eine Stunde lang mit einander.

Um sechs Uhr des Abends bestieg der König in Begleitung eines Cammerdieners einen Postwagen, und zwey andere Wagen folgten ihm, worinnen der Chevalier von Wilz, Obrister vom Cavaleriæregimente des Stanislaus, und Herr Hüllin, der französische Resident beym Könige von Pohlen seit König Augusts Tod, saßen.

Stanislaus fuhr durch den Parc von Chaville nach Sceaux, und besuchte daselbst die Frau Herzogin von Maine auf eine Viertelstunde.

Einige Stunden vorher war die Königin von Pohlen von Versailles abgereiset, über Bourg la Reine nach Norville, nahe bei Arpajon, gegangen, und hatte

daselbst übernachtet, um des folgenden Tages die Reise nach Chambord fortzusetzen.

Inzwischen hatten der Commandeur von Thianges, der seit einigen Jahren dem Könige von Pohlen diente, und sein Oberstallmeister, der Ludwigsordensritter de la Mousse, am 22. des Morgens zu Versailles einen besondern Auftrag erhalten. Sie sollten nemlich vorgeben, als wenn sie die Königin nach Chambord begleiten wollten, aber nicht weiter als bis Longjümeau gehen, daselbst die Königin alleine weiter reisen lassen, dann aber wieder zurücke gehen, sich über Rennes nach Brest begeben, und in der Nacht vom 27. auf den 28. zu Lavau, einem Städtchen mit einer Bucht, nahe bey Brest, eintreffen.

Sie nahmen jeder seinen eignen Wagen; der Commandeur von Thianges trug das blaue Band, und das machte, daß ihn Jedermann unterwegs für den König Stanislaus hielt, wie es die Minister gewünscht hatten. Er ließ sich mit einem Bedienten durch eine Chalupe an den Bord des Schifs bringen, auf welchem der Commandant der Flotte, Graf de la Lüzerne, sich befand. Der Herr de la Mousse gieng alleine wieder nach Chambord zurücke, und beyde hatten ihren Auftrag vortreflich ausgeführt.

Da der König Stanislaus von Sceaux wieder abreisete, sagte er, daß er sein nächstes Nachtlager in Norville nehmen wolle, schlug auch mit den beyden

bey

bey sich habenden Begleitern den Weg dahin ein. Als er aber an das Creutz, so der Ulmen=Allee, nahe bey Berny, gegen über stehet, kam, sah er den Herrn Pajot de Villers am Eingange derselben stehen, und fragte ihn, ob der Herr Cardinal von Bissy zu Berny sey? und da ihm Villers dies bejahete, stieg er vom Wagen ab. Der Chevalier von Wilz und Herr Hüllin, deren Wagen schon an die 40 Schritte voraus waren, stiegen ebenfalls aus, und der König Stanislaus sagte zu ihnen ganz laut, er wolle nach Berny zum Cardinal gehen, und bey ihm etwas ausruhen, sie möchten inzwischen der Königin von Pohlen sagen, daß er morgen sie zu Norville oder Etampe wieder einhohlen werde.

Sie giengen darauf zum Könige, hatten die Ehre ihm die Hand zu küßen, und begaben sich von dar zur Königin nach Norville. Unmittelbar darauf gieng der König durch eine Oefnung der Allee, fand daselbst an einem dunkeln vom Monde nicht erleuchteten Orte einen zweysitzigen Wagen, und bestieg diesen nebst dem Herrn Pajot de Villers. Dagegen setzte sich der Herr von Croisille, der von Warschau, wohin ihn der Minister vor einigen Monaten geschickt hatte, und der nebst dem Herrn von Villers in diesem zweysitzigen Wagen angekommen war, in den Wagen des Königs, darinnen er sich selbst nach Bercy zum Herrn von Onsenbray fuhr, der ihn heimlich bey sich verbarg.

Der König gieng in Begleitung des Herrn von Villers wieder zurück nach Paris, und stieg daselbst in seinem ihm eigenthümlich zustehenden Hause und Garten, in der Regardstraße, ohnfern des Barfüßerklosters, ab. Hier kleidete er sich um, zog ein grünes Kleid an, setzte eine schwarze Perücke auf, und fuhr in einem zu Strasburg gemachten deutschen Wagen mit einem Rücksitz für 2 Personen, und 2 Sitzen auf dem Kutschbocke, des Nachts um 11 Uhr ab.

Es begleiteten ihn ein gewisser Orlyk, eines Cosacken-Generals Sohn, den sein Vater, auf Anempfehlung König Carls des XII. in Schweden, zum Nachfolger des Generals Mazeppa bestimmt hatte; dann der Hauptmann des Stanislaischen Regiments, Chevalieur Dandlau, der Frau Marschallin von Bourg Sohn, und zwey deutsche Kammerdiener, die wechselsweise ritten. Herr Orlyk war 31 Jahr alt, redete verschiedene Sprachen, besonders die deutsche und pohlnische, und ihm waren alle Wege und Stege auf der Reise, die er machen sollte, vollkommen bekannt. Der König Stanislaus sowohl als unsere Minister hatten ihn seines Verstandes, seiner gefälligen Lebensart, und seiner Einsichten wegen zu der Ehre, des Königs Reisebegleiter zu seyn, ausersehen.

Der König verließ also in diesem mit allem nöthigen Reisegeräthe bepackten Wagen Paris, gieng über Metz, ließ sich beym Dorfe Wengheim, zwey Meilen

von

von Mainz, in einer Fähre über den Rhein setzen, fuhr dann weiter über Frankfurt am Mayn nach Düsseldorf, passirte durch Westphalen, Halberstadt, Magdeburg und Berlin, und kam am 2. September des Abens zu Frankfurt an der Oder an. Zu Frankfurt am Mayn hatte er ein Billet an eine verabredete Addresse schreiben lassen, darinnen nichts stand als die Worte: Es gehet alles gut. Ein anderes Billet gleiches Inhalts wurde an den französischen Minister in Berlin geschickt, der, ohne daß er von dieser Reise etwas wußte, den Auftrag bekommen hatte, es sogleich nach dessen Empfang mit einem Courier einzusenden.

Die Ankunft dieses Couriers in Frankreich setzte nicht nur die Königinnen von Frankreich und Pohlen, sondern auch unsere Minister, aus einer großen Unruhe, denn ob sie gleich gegen die Herren, die sie dem Könige mitgegeben hatten, das größte Vertrauen hegten, so waren ihnen doch auch die Zufälle nicht unbekannt, darein der König auf einer so langen und gefahrvollen Reise hätte gerathen können.

Für den übrigen Theil der Reise hatte der Marquis von Monti durch andere unumgängliche Anstalten gesorgt. Es war nöthig, daß der König in Warschau einträfe, ohne unterwegs in Pohlen von Jemand erkannt zu werden. Der Abgesandte unsers Königs hatte auch dieses zu vermeiden gesucht, und in dieser

Absicht die Rückkunft seines Neffen, der eine Reise durch Deutschland machte, zum Behuf genommen. Es hatten ihm nehmlich verschiedene pohlnische Herren sehr angelegen, er möchte den jungen Herrn von Monti nach Warschau kommen lassen, um daselbst die Feyerlichkeiten der königlichen Krönung mit anzusehen. Der Abgesandte aber schob es von einem Tage zum andern auf.

Endlich schrieb er ihm nach Danzig, wo er sich damals aufhielt, und meldete ihm, er möchte an einem gewissen Tage im August, den er ihm bestimmte, sich in Frankfurt an der Oder einfinden, zu Warschau aber gab er vor, er habe Briefe bekommen, daß sein Neffe zu Frankfurt an der Oder krank liege; er schickte dahero einen bequemen Wagen, der ihn mit unterlegten Pferden nach Warschau bringen sollte: zu gleicher Zeit fuhr auch der Abbe von Riaucour, der Sohn eines reichen Warschauer Kaufmanns, und Canonicus von Gnesne, in seinem mit 6 Pferden bespannten Wagen von da ab, und gab vor, er wolle in seinen Geschäften eine kurze Reise nach Gnesne, und von da nach Frankfurt thun.

Bey der Ankunft des Königs Stanislaus in gedachtem Frankfurt an der Oder fand er daselbst den jungen Monti, den Kammerdiener des Gesandten, welcher noch vor dessen Neffen eingetroffen war, und den Abbe von Riaucour, in dem ihnen bezeichneten Gasthofe.

hofe. Sie verabredeten in aller Stille, daß sie am andern Morgen frühe um 3 Uhr wieder abreisen wollten, der junge Monti aber wußte noch nicht, daß der König Stanislaus mit unter der Gesellschaft sey, sondern glaubte nur, daß er ein Bekannter von dem Herrn Abgesandten sey.

Herr Dandlau und die zwey Kammerdiener blieben noch im Gasthofe zurücke, und sollten erst den Tag darauf im deutschen Wagen nachkommen. Der König reisete also, ohne daß es jemand im Gasthofe gewahr wurde, daß er den Wagen gewechselt habe, mit dem Herrn Orlyk, dem jungen Monti, dem Abbe Riaucour und dem Kammerdiener des Gesandten, der genommenen Abrede nach, ab. Da sie allenthalben die untergelegten Pferde fanden, die von Warschau gekommen waren, aber doch nicht bey Tage in Warschau eintreffen wollten, so kamen sie erst in der Nacht vom 8. auf den 9. September um halb zwölf Uhr daselbst an.

Zwey Monate vorher schon hatte der Herr von Croisille die Schlüssel zur Gartenthüre des Herrn von Monti, und zur Thüre einer Treppe, die zum Cabinete des Gesandten führte, nach Versailles gebracht. Durch diese Gartenthüre brachte Orlyk den König Stanislaus. Der Gesandte arbeitete eben mit seinem Secretär im Cabinete, hörte, daß Orlyk den Schlüssel ins Schloß der Cabinetsthüre steckte, machte die Thüre selbst auf, und hatte das Vergnügen, den König von Pohlen bey

sich zu sehen, den er sehnlich erwartet hatte, nachdem alle genommene Maasregeln, ihn nach Warschau zu bringen, so glücklich ausgeführt worden waren.

Nun wurde ihm öffentlich gemeldet, daß sein Neffe angekommen sey, er gieng ihm entgegen, empfieng ihn, und begab sich wieder zum Könige von Pohlen, mit welchem er sich einige Zeitlang im Gespräche unterhielt, und ihn sodann in das für ihn zurecht gemachte Schlafzimmer brachte. Kein Mensch wußte, daß derselbe in Warschau sey, weil ihn während der zwey Tage, da er dies Incognito beobachtete, niemand als der einzige Herr von Orlyk bediente.

Der göttlichen Fürsicht ist es zuzuschreiben, daß ihm auf der ganzen Reise kein Aufenthalt oder sonst ein widriger Zufall begegnete; seine Gesundheit litte keinen Schaden; er schlief wenig, zog sich nie aus, und wechselte nur blos das Hemde, rauchte nach seiner Gewohnheit viel Toback, war aber doch nach seiner siebenzehentägigen Reise, die er herzhaft und ruhig aushielt, bey seiner Ankunft in Warschau ziemlich ermüdet, und seine Eßlust hatte sich vermindert.

Wie man sagt, so hat der Commandeur von Thianges sich in der Nacht vom 27. auf den 28. August zu Lavau eingeschifft. Der Graf von Maurepas, Staatssecretär beym Seewesen, hatte dem Grafen von Lücerne zwey Tage vorher gemeldet, daß das nicht der König von Pohlen selbst, sondern eine andere Person

sey,

sey, die ihn nur vorstellen solle, den er auf seiner Flotte aufnehmen sollte. Er nahm dahero mit dem Herrn von Thiange nach seiner Ankunft Abrede, wie er seine Rolle zu spielen habe, auf der ganzen Flotte aber glaubte jedermann, es sey der wahre König von Pohlen, der sich eingeschift habe.

Dieser genommenen Abrede nach beobachtete also der Commandeur das Incognito, verschloß sich in der Cajüte, die für den König von Pohlen eingerichtet worden war, und speisete ganz alleine, damit er kein Aufsehen verursache. Der Herr von Lüzerne besuchte ihn öfters, auch bekam er bisweilen Besuch von den zwey Offiziers, die ihn von Lavau ans Schif gebracht hatten, und nicht anders wußten, als daß sie den König führten, den sie in ihrem Leben nie gesehen hatten.

Das Incognito des Commandeurs von Thianges dauerte so lange, als die Schiffe zur See waren; endlich zerstreuete am 16. September ein Sturm die Flotte bey ihrer Durchfarth im Sunde, zwey Schiffe hatten viel gelitten, und die Flotte mußte in Copenhagen einlaufen, wo sie am 20. September ankam. Sogleich nach ihrer Ankunft daselbst, kam der französische Abgesandte in Dänemark, Graf Prelo aufs Schiff, und berichtete dem Grafen von Lüzerne die Neuigkeit, daß am 12. September Stanislaus der Erste von allen versammleten Magnaten auf dem

Wahl=

Wahlfelde zum König von Pohlen erwählet worden sey.

Auf diese Nachricht, und so zu sagen im ersten Momente der Landung, zeigte sich der Commandeur von Thianges, der nun nicht länger Ursache hatte sich verborgen zu halten, öffentlich, und sagte frey, wer er eigentlich wäre.

Der König und die Königin von Dänemark empfiengen ihn sehr gnädigst, und hörten mit Vergnügen seine Erzählung an, wie er es bewirkt habe, daß ihn jedermann für den König von Pohlen gehalten hätte.

Er gieng sodann zu Lande wieder nach Frankreich zurück. Da er nach Hamburg kam, erfuhr er, daß der König sich nach Danzig zurück gezogen habe, weil er den Moscovitern, die sich Warschau näherten, noch keine hinlängliche Macht entgegen stellen konnte. Sein Eifer für des Königs Interesse bewog ihn zwar, sich zu ihm nach Danzig zu begeben, er änderte aber diesen Entschluß, da er zuverlässig erfuhr, daß der Landweg dahin gesperret sey. Er kam also über Westphalen in Frankreich an, stattete zuerst den königlichen höchsten Herrschaften, und sodann den Ministern von dem Erfolge seines gehabten Auftrags Bericht ab, und am 20. October that er dieses auch bey der Königin von Pohlen auf dem Schlosse zu Chambord, wo sie sich seit der Abreise des Königs aufhielt, darauf aber am

9. Novem-

9. November ihren Aufenthalt im Hause von Saint-Cyr nahm, um unserm königlichen Hause näher zu seyn, und um desto frühere Nachrichten von dem Gange der pohlnischen Affairen zu erhalten.

Erste Anmerkung.

Ueber Ludwig XIV. Ein Auszug aus Massillons Begräbnisrede zu mehrerer Erläuterung des im ersten und eilften Capitel seiner Denkwürdigkeiten von ihm geschilderten Portraits.

Die lange Dauer der unerhörten Glückseligkeiten Ludwigs XIV. die uns dereinst vielleicht sehr theuer zu stehen kommen dürften, erhob in Kurzen das Königreich zu so einer schwindelnden Höhe von Größe und Ruhm, davon die verflossenen Jahrhunderte noch kein Beyspiel gesehen hatten. Frankreich wurde für ganz Europa ein Schauplatz der Pracht. Welche Menge von königlichen Palästen erhoben sich? Stolze Wohnungen Ludwigs, in denen sich alle Seltenheiten und Kostbarkeiten Asiens und Italiens zusammen vereinigten, um gleichsam seiner Größe zu huldigen, Paris verschönerte sich mit der Beute von allen Nationen, wie vormals das triumphirende Rom. Der Hof, eine getreue Nach-

ahmerin des suverainen Herrschers, viel glänzender und prächtiger als jemals, bestrebte sich, den Glanz aller andern auswärtigen Höfe zu verdunkeln. Die Stadt Paris, die sich zu allen Zeiten nach dem Hof bildet, ahmte dessen Pracht nach. Die Provinzen suchten ihr es gleich zu thun, und traten in der Ferne in deren Fußstapfen. Und nun litte die Einfalt unserer alten Sitten eine gewaltige Veränderung, und von der Eingezogenheit unserer Väter sah man keine Spur mehr, als allenfalls in ihren alten ehrwürdigen Portraiten, womit wir die Wände unserer Palläste verzierten, und die uns stillschweigend Vorwürfe über unsere Pracht machten. Der Luxus, der gewöhnliche Unterdrücker der Armuth, verderbte die Sitten, und vertrocknete die Quellen unsers Wohlstandes. Das Elend selbst, das aus ihm entsprang, vermochte es nicht, eine Mäßigung seiner Ausschweifungen zu bewirken. Die fortwährende Abwechselung in den Verzierungen wurde eine wesentliche Eigenschaft der Nation. Der Geschmack am Uebertriebenen (bissarreries) wurde herrschend: die benachbarten Nationen hatten wir uns zwar durch unsere Pracht verhaßt gemacht, und dennoch kamen sie bey uns Modelle und Moden zu holen: durch unsere Siege hatten wir ihre Reichthümer erschöpft, und nun gaben wir ihnen durch unsere Beyspiele das Muster zu ihrer Sittenverderbnis.

So wie sich die Einsichten vergrößerten, vermehrten sich die Arbeiten, aber auch zugleich Bosheit und Betrug: die bildenden Künste schmeichelten der Neugierde und erzeugten die Weichlichkeit: die Schaubühne blühete auf, blieb aber immer eine traurige Geburt des Müssiggangs und der Verdorbenheit, und machte entweder die Laster lächerlich, ohne die Sitten zu verbessern, oder sie verderbte solche noch mehr, wenn sie die Laster annehmlich schilderte. Die Dichtkunst, die sich dem Geiste und den Schönheiten der Alten näherte, brachte uns auch der Verführung und der Ausgelassenheit näher: die Philosophie schien von Seiten der Glaubenseinfalt zu verlieren, was sie an wachsenden Naturkenntnissen gewann: die Beredsamkeit, die gewöhnliche Schmeichlerin in Monarchien, erniedrigte sich durch Schmeicheleyen, die auch den besten Königen gefährlich sind: und endlich auch sogar die Religionskenntnis, die immer durch tiefe Untersuchungen gereinigter und aufgeklärter wurde, und die uns Friede und Wahrheit hätte annehmlich machen sollen, artete in eitle Spitzfindigkeiten und unaufhörliche Zänkereyen aus. Höchst gepriesenes Jahrhundert! Deine Schande hat sich eben so vervielfältigt, wie Dein Ruhm. Doch der Ruhm muß Ludwigen zugeeignet werden, nur die eingerissenen Misbräuche sind unser Werk. Und solchergestalt stieg die Größe und das Ansehen Frankreichs auswärts im Ruffe, kam aber

im Innern durch seine eigenen Vortheile ins Abnehmen.

Das geschah besonders an jenem großen merkwürdigen Tage, da Ludwig XIV. wie ein zweyter Carl der Große seine Kinder zu europäischen Monarchen erhob, da er seinen Thron von Königen aus seinem Blute umgeben sah, und zum zweytenmale die Völker und Nationen unter dem glorwürdigen Geschlechte der Franken versammlete; da er aus dem Innern seines Pallastes die Triebwerke so vieler Königreiche in Bewegung setzte, und der Mittelpunkt und das Band zweyer mächtiger Monarchien wurde, deren Interesse und Grundsätze bis hieher ganz unvereinbar gewesen waren.

Ewig merkwürdiger Tag! Wahr ist es, aber dein Andenken wird nur in die Jahrbücher der Geschichte mit dem Blute so vieler Franzosen, das deinetwegen geflossen ist, eingeschrieben werden; aus den Unglücksfällen, die du uns zuzubereiten schienest, ist uns ein trauriger und bitterer Ruhm erwachsen, und die glänzenden und unsrer Eitelkeit schmeichelnden Geschenke, die du uns machtest, haben uns gedemüthigt, und unsre Macht geschwächt. Spaniens Feindschaft konnte uns nichts schaden, und Spaniens Allianz gereichte uns zum Verderben. Ewig wird unser Unglück an dem Rande der Krone eingegraben bleiben, die es einem von unsern Prinzen aufgesetzt hat.

Trauri=

Trauriges Andenken an unsre Siege, welche Erinnerungen erweckst du in uns? Prächtige Denkmäler, die ihr, um jene zu verewigen, auf unsern öffentlichen Plätzen errichtet worden seyd, was werdet ihr unsern Enkeln verkündigen, wenn sie uns wie dort die Israeliten fragen werden, was diese kostbaren und prächtigen Monumentmassen bedeuten?

Ihr werdet ihnen erzehlen müssen, von Grausamkeiten und Menschenmetzeln eines ganzen Jahrhunderts; von der dabey umgekommenen Menge des besten französischen Adels; von ausgestorbenen alten Familien; von so vielen Müttern, die sich nicht trösten lassen, und den Tod ihrer Kinder noch jetzo beweinen; von unsern verwüsteten Felderfluren, die an statt der Schätze, die in ihrem Schoose liegen, und die bey der geringen Anzahl der Bearbeiter ungebaut liegen bleiben müssen, nur Dornen und Disteln tragen; von verwüsteten Städten; von der gänzlichen Erschöpfung des Volks; von bildenden Künsten, die keine Betriebsamkeit mehr haben; und endlich von dem Verfalle der Handlung. Ihr werdet ihnen mehr von unserm Verluste als von unsern Eroberungen zu erzehlen haben; von so vielen geistlichen Städten, die durch Ausschweifungen entweihet worden sind, und welche die Zornruthen des Himmels über unsere ungerechten Handlungen herbey rufen müssen, über alle das Feuer, Blut, Gotteslästerung, Greuel und alle andern Grausamkeiten, welche

der Krieg nach sich zieht. Von unsern Lastern werdet ihr ihnen mehr zu sagen haben, als von unsern Siegen.

Zweyte Anmerkung.

Vom Dauphin, dem einzigen Sohne Ludwigs XIV. als eine Fortsetzung des, was Massillon von ihm in seinen Denkwürdigkeiten sagt.

Der Dauphin war gut, und wer Zutritt bey ihm haben wollte, mußte ebenfalls gut seyn. Boshafte Verläumder und Betrüger fanden bey ihm kein ofnes Ohr: heimliche Angeber bestrafte er mit Stillschweigen, Verachtung und Strenge. Verführerische Wollustprediger steckten ihn mit ihrem Gifte nicht an, sondern schändeten sich damit nur selbst. Heimtückisches Betragen prallte von ihm ab, und auf den Heimtückischen selbst zurücke; wer seine Unschuld verderben wollte, bereitete sich damit sein eigenes Verderben zu; Strafe und Schande waren dem bestimmt, der ihn zu strafbaren schändlichen Handlungen verleiten wollte; alle jene offenbaren Feinde der Gesellschaft, die für die ganze Menschheit ein Bann sind, verbannte er aus seinem Herzen, in der Ueberzeugung, daß, wie er öfters zu sagen pflegte, böse Menschen nie ihres gleichen verläumden, Betrüger aber gewöhnlich nur tugendhafte Männer verfolgen.

Der

Der Dauphin hatte ein empfängliches Herz für Freundschaft und Zärtlichkeit; wen er einmal liebte, den liebte er beständig: er kannte die, den Fürsten sonst eigenthümliche, Unbeständigkeit in der Freundschaft nicht, und entsagte dem Vorrechte der Großen, gar nicht, oder doch nur auf eine kurze Zeit, Freund zu seyn. Er war ein guter Vater, und war stets Theilnehmer an den kleinen unschuldigen Vergnügungen der Prinzen seiner Söhne; er war gegen sie mehr zärtlich als scharf, war sehr gerührt über das Zunehmen ihrer Ruhmbegierde, noch mehr aber über den Wachsthum ihrer vertraulichen Freundschaft; sein größtes Vergnügen war es, mitten unter ihnen zu seyn, und that ihnen keinen andern Zwang an, als den, der aus der Freude entstehet, unter seinen Geliebten sein Leben hinzubringen.— Er war ein guter Herr, der nie Ausfälle der übeln Laune hatte, die denen so gewöhnlich sind, die sich alles erlauben können und dürfen. Je mehr man, ihn in der Nähe zu sehen, Gelegenheit hatte, je mehr wurde man überzeugt, daß er gut war; dem war er nicht Herr, sondern ein Freund, der für alle Bedürfnisse seiner Freunde sorgte, der wußte, daß ein Prinz nie grösser ist, als wenn er sich durch Güte herabläßet; und der wünschte, daß jedermann so glücklich seyn möchte, als er selbst, völlig überzeugt, daß Prinzen nur deswegen da sind, um Menschenglück zu befördern, und daß dies nicht glücklich seyn heiße, wenn man, von aller

menschlichen Gesellschaft getrennt, alleine und isolirt lebet. . . . . Der beständige und aufrichtige Respect, den der Dauphin dem Könige erwieß, ist vielleicht ohne Beyspiel, nicht etwa nur in der Geschichte unserer Prinzen, nein! sondern auch in der Geschichte des gemeinen Menschenstandes: jemehr er sich mit zunehmenden Jahren dem Throne näherte, jemehr schien seine Unterwürfigkeit zu wachsen; auch sogar da er in die Jahre kam, darinnen man Könige beynahe unter die Alten rechnen kan, ließ er noch immer nicht den mindesten Ueberdruß an sich blicken, ein Unterthan des Königs zu seyn. Innigst zufrieden, seine schönsten Lebenstage am Fuße des Thrones hinfließen zu sehen, gieng seine Begehrlichkeit nie über diese Lage hinaus, und ob er schon zum Regenten gebohren war, hat er doch niemals daran gedacht, daß seine Lebenszeit eine andere Bestimmung habe, als zu gehorchen.

Alle seine Wünsche ordnete er nach dem Willen des Königs, ja er kam diesem immer noch zuvor, so bald er ihm bekannt wurde. Seinen Geschmack und seine Gesinnungen bildete er nach dem Geschmacke und Gesinnungen des Königs, verehrte dessen Absichten und Anordnungen, und gab mit seiner Besorgnis, jene Anordnungen nicht zu erschweren, und die königliche Gnade nicht zu misbrauchen, ein lehrreiches Beyspiel, wie sehr Unterthanen den Willen und die Absichten ihres Königs respectiren müssen. Er lehrte, wie sehr sich jene zu hüten

ten haben, in das Heiligthum der Rathschläge, und in die Geheimniße des Reichs verwegen einzudringen, und in ihren innern Gesinnungen, der Unabhängigkeit ein Tribunal zu errichten, vor welches sie die Könige der Erden vorzuladen sich unterstehen: er zeigte endlich damit, daß die Geheimniße des Thrones eben so heilig sind, als die Geheimniße des Altars, und daß beyde mit einer gewissen Ehrfurcht stillschweigend verehrt werden müssen.

Alles, was der König in Absicht auf den Dauphin beschloß, befolgte derselbe mit Hintansetzung alles andern. Er eilte zur Armee, wenn ihn die königlichen Befehle dahin riefen, und kehrte mit der sonst gewohnten Unterwürfigkeit nach Meudon in das stille und unschuldige Privatleben wieder zurücke, sobald es das Beste des Staats erforderte. Bey allen Gelegenheiten war er in der Hand des Königs, und war es mit ausnehmenden Vergnügen. Kamen auch in den jüngern Jahren des Prinzen einige kleine Unregelmäßigkeiten vor, so waren sie mehr eine Folge der Jugend, als eine Ausschweifung des Herzens; die Gelegenheit konnte ihn schwach, nie aber lasterhaft machen, und seine übrigen in der größten Sittlichkeit verlebten Jahre zeigen hinlänglich, daß seine kleine Ausschweifungen nur in den Augenblicken geschahen, wo er sich selbst vergaß, und daß er, wenn er zu seiner Pflicht wiederkehrte, dann sich selbst wiedergab.

Dritte Anmerkung.

Von der verwittweten Frau Herzogin von Orleans, der Schwägerin Ludwigs des XIV. und Mutter Philipps von Orleans, des Regenten von Frankreich.

Das nemliche Band, welches die Frau Herzogin mit ihrem Gemahle vereinigte, knüpfte sie auch an Frankreich, so, daß sie sich gleichsam mit der Nation vermählt zu haben schien. In dem deutschen Blute, das in ihren Adern floß, lag der Keim zu ihrer Neigung und Affection gegen das französische Geblüte, und hatte mit diesem einerley Ursprung. Sie stammte von den alten Eroberern ab, die von den Ufern des Rheins her nach Gallien kamen, und daselbst eine Monarchie gründeten, die seitdem alle übrigen europäischen Monarchien erst nach sich hat entstehen sehen. Es schien, als hätte sie nach ihrer Ankunft bey uns mehr ihr altes Vaterland wieder gefunden, als daß sie ein Vaterland verlassen habe. Unsere Religion war ihre Religion, unser Volk ihr Volk, unsre Götter ihre Götter, unsere Gebräuche ihre Gebräuche, unser Glück oder Unglück ihr Nachtheil oder ihr Ruhm. Sie vergaß ihr Fürstenhaus und ihre Bestimmung, und widmete sich nun ganz der Monarchie. Sie war durchs Blut, oder durch die Bande der Freundschaft und des Wohlwollens, mit den mehresten Souverains der europäischen Höfe verbunden, nicht aber sowohl aus Gefühl des Herzens,

als

als aus Liebe für das Beste der Nation; denn mitten in den Kriegen, die jene Höfe wider uns bewafnet hatten, waren diese Verbindungen mit derselben offenbare Zeugniße ihrer wahren Zuneigung für Frankreich. Unsere Geschichte wird ihr dieses zum Ruhme anmerken, und ihr vor andern auswärtigen Prinzessinnen, die sich durch die Bande der Vermählung mit unsern Königen vereinigten, und unter uns lebten, Beyspiele entgegen setzen, die diesen ihren Ruhm noch mehr erheben.

Ludwig der Große war gegen ihre eifrige Ergebenheit für ihn auch nicht unerkenntlich, er erwiederte sie mit einer Freundschaft und Vertraulichkeit, die so lange dauerte, als er lebte. Jedermann unter uns ist die beständige Hochachtung und Zärtlichkeit dieses großen Königs gegen die Frau Herzogin mehr als zu gut bekannt. Höfe sind gewöhnlicher Weise voller Stürme und Ungewitter, das Interesse macht daselbst die Freundschaften, und da das Interesse unaufhörlich wechselt, so sind die Freundschaften auch stets von kurzer Dauer: es ziehen täglich neue Wolken auf, kein Tag ist dem andern ähnlich, die nemliche Welle, die uns empor hebet, eröfnet in dem nemlichen Augenblicke neben uns einen Abgrund, und die immerwährende Veränderung der Vorfallenheiten ist gleichsam die einzige Ereignis und der einzige Punct, die keinem Wechsel unterworfen sind.

Die Frau Herzogin machte aber keine Erfahrung von dergleichen Revolutionen. Eine edle Offenherzigkeit,

keit, die so wenig an den Höfen bekannt ist, und doch die Großen ausnehmend zieret, machte sie dem Könige täglich verehrlicher: er fand an ihr, was Könige so selten finden — die Wahrheit. Sie haßte niederträchtige Schmeicheleyen mehr aus Antrieb ihres erhabenen Characters, als wegen ihrer hohen Geburt, und um zu gefallen, brauchte sie nichts als ihre Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit, denn sie hielt die kriechende Schmeicheley und die Verstellungskunst für Eigenschaften kleiner Seelen. Wenn man das Herz nicht hat, sich so offen zu zeigen, wie man ist, schändet man sich selbst. Die Kunst hinter dem Berge zu halten, und eine Maske vorzunehmen, ist mehrentheils ein stillschweigendes Bekenntniß seiner Laster, und die Frau Herzogin war überzeugt, daß man nur in so ferne groß sey, als man der Wahrheit treu bleibet.

Auch Ludwig suchte, durch ihr einfaches und natürliches Betragen mehr gerührt, als durch den Pomp des Hofceremoniels, ihren gesellschaftlichen Umgang, um sich bey ihr von den angehörten Schmeicheleyen zu erhohlen. Von der Zeit an bekam der Hof eine ganz andere Gestalt; die Falschheit wurde davon vertrieben, die Wahrheit trat wieder in ihre Rechte, und bekam die Oberhand, Zutrauen und edle Simplicität umgaben den Thron, und man huldigte ihm nunmehro aufs herrlichste durch Zärtlichkeiten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Massillon, Jean Baptiste,

Denkwürdigkeiten der Minderjährigkeit Ludwig XV

s.l. 1794

Bamberg, Staatsbibliothek -- Coll.vit.o.12#Beibd.
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11440207-0
VD18 11445874-003